

GOTTSCHED, JOHANN CHRISTOPH

**Beyträge zur critischen
Historie der deutschen
Sprache, Poesie und
Beredsamkeit.**

Breitkopf
Leipzig
1743

books2ebooks – Millions of books just a mouse click away!



European libraries are hosting millions of books from the 15th to the 20th century. All these books have now become available as eBooks – just a mouse click away. Search the online catalogue of a library from the eBooks on Demand (EOD) network and order the book as an eBook from all over the world – 24 hours a day, 7 days a week. The book will be digitised and made accessible to you as an eBook. Pay online with a credit card of your choice and build up your personal digital library!

What is an EOD eBook?

An EOD eBook is a digitised book delivered in the form of a PDF file. In the advanced version, the file contains the image of the scanned original book as well as the automatically recognised full text. Of course marks, notations and other notes in the margins present in the original volume will also appear in this file.

How to order an EOD eBook?



Wherever you see this button, you can order eBooks directly from the online catalogue of a library. Just search the catalogue and select the book you need.

A user friendly interface will guide you through the ordering process. You will receive a confirmation e-mail and you will be able to track your order at your personal tracing site.

How to buy an EOD eBook?

Once the book has been digitised and is ready for downloading you will have several payment options. The most convenient option is to use your credit card and pay via a secure transaction mode. After your payment has been received, you will be able to download the eBook.

Standard EOD eBook – How to use

You receive one single file in the form of a PDF file. You can browse, print and build up your own collection in a convenient manner.

Print

Print out the whole book or only some pages.

Browse

Use the PDF reader and enjoy browsing and zooming with your standard day-to-day-software. There is no need to install other software.

Build up your own collection

The whole book is comprised in one file. Take the book with you on your portable device and build up your personal digital library.

Advanced EOD eBook - How to use

Search & Find

Print out the whole book or only some pages.



With the in-built search feature of your PDF reader, you can browse the book for individual words or part of a word.

Use the binocular symbol in the toolbar or the keyboard shortcut (Ctrl+F) to search for a certain word. "Habsburg" is being searched for in this example. The finding is highlighted.

Copy & Paste Text



Click on the "Select Tool" in the toolbar and select all the text you want to copy within the PDF file. Then open your word processor and paste the copied text there e.g. in Microsoft Word, click on the Edit menu or use the keyboard shortcut (Ctrl+V) in order to Paste the text into your document.

Copy & Paste Images



If you want to copy and paste an image, use the "Snapshot Tool" from the toolbar menu and paste the picture into the designated programme (e.g. word processor or an image processing programme).

Terms and Conditions

With the usage of the EOD service, you accept the Terms and Conditions. EOD provides access to digitized documents strictly for personal, non-commercial purposes.

Terms and Conditions in English: <http://books2ebooks.eu/odm/html/ubw/en/agb.html>

Terms and Conditions in German: <http://books2ebooks.eu/odm/html/ubw/de/agb.html>

More eBooks

More eBooks are available at <http://books2ebooks.eu>

Universitätsbibliothek Wien

I

107.708

8

Beiträge

Zur

Kritischen Historie

Der

Deutschen Sprache, Poesie
und Beredsamkeit,

herausgegeben

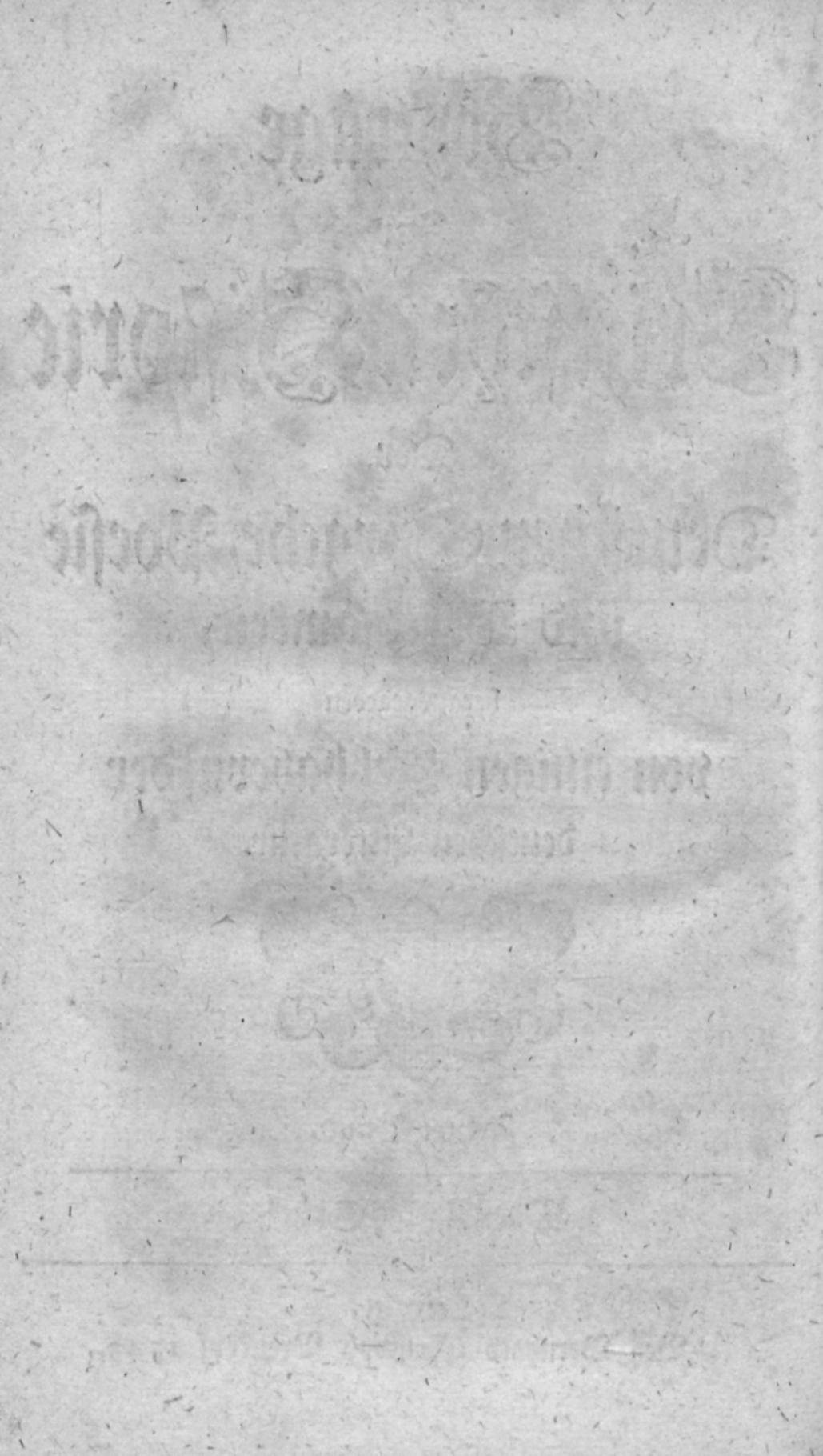
von einigen Liebhabern der
deutschen Litteratur.



Achter Band.

Dreßigstes Stück.

Leipzig,
Bey Bernhard Christoph Breitkopf 1743.





I.

Des hochgelörtesten Philosophen, war-
haftigsten Geschichtschreibers, vnd aller-
theursten Hauptmans Xenophontis Com-
mentarien und Beschreibungen von dem
Leben und Heerzug, Cyri des ersten Kün-
nigs in Persien, auch von dem tröfflichsten
Heerzug, den Cyrus der ander des namens,
Künig in Persien, wider seinen Bruder
Artaxerxem gethan, und wie die Griechen
an allen orthen gesigt haben, Auch was
die von Athen nach der Beschreibung Thu-
cididis gehandelt haben, alles durch den
achtbarn vnd weisen Herrn Hieronymum
Boner, Oberstmaister zu Colmar aus dem
Latein ins Theutsch gebracht, vnnnd gemay-
nem nutz zu gutt inn Druck verordnet. Ge-
truckt zu Augspurg, durch Hainrich Stai-
ner, am zwey und zweinzigsten tag Julii,
des MDXL. Jars.

Es ist dieses eine deutsche Uebersetzung der historischen Schriften Xenophons, welche sich sehr selten gemacht hat: wie dann daraus, daß der große Bücherkenner, der sel. Herr Joh. Albrecht Fabricius, dieser Uebersetzung in seinem griechischen Büchersale nicht gedacht hat, richtig zu schließen ist, daß sie ihm nicht zu Gesichte gekommen, und also sehr selten seyn müsse. Wer der Verfasser dieser Uebersetzung sey, ist aus der Aufschrift zu ersehen, und aus dem beygesetzten Ammtsnamen zu schließen, daß er eine der vornehmsten obrigkeitlichen Personen in Colmar gewesen sey. Das bekräftiget auch die Zuschrift an Georg Grafen zu Erdbach, churfürstlich-pfälzischen Erbschenken und Landvogt im Elsaß, in welcher er berichtet, daß er das Glück gehabt hätte, in Namen seiner Herren, sammt andern Gesandten der Landvogtey Stetten, eine an gedachten Grafen vermählte Pfalzgräfinn, nach Fürstenau in die väterliche Herrschaft zu begleiten. Er entdecket auch seine Absicht, warum er diese Uebersetzung übernommen habe, nämlich: „weil er gedacht, mit einer Historie, davon viel „erfreut und niemand beleidiget werden möchte, nicht „sowohl dem des Lateins hochverständigen Grafen, „als vielmehr der Fürstinn, seiner Gemahlinn ein Vergnügen zu machen; da es zumal von Art und „Kunst der Ritterschaft handele, und von Kriegssleusen Anzeige thue, der Herr Vater aber (Churfürst Ludwig Pfalzgraf bey Rhein) ein theurer und „erfahrner obrister Feldhauptmann sey. u. s. w.

Es begreift aber diese Uebersetzung, Xenophons Erzählung von dem Leben und Erziehung Cyri des ältern, dessen

dessen Beschreibung des Feldzugs Cyri des jüngern, wider seinen Bruder Artaxerxes, und dessen sieben Bücher von den griechischen Geschichten. Daß sie nicht aus dem Griechischen, sondern bloß aus einer lateinischen Uebersetzung ins Deutsche gebracht worden, zeigt der Titel an; es zeigt auch die Vergleichung dieser deutschen Uebersetzung, daß der unweise Obermeister von Colmar, (wie er sich in der Zuschrift nennet,) gar nicht griechisch verstanden, und nach dem damaliger Zeit ganz gemeinen Vorurtheile geglaubet habe: es sey genug, wenn man aus dem Lateinischen eine Uebersetzung mache. Denn ohne diesen thörichten Wahn, würde er nicht so manche Stelle falsch und ganz unverständlich übersetzt, und so oft des wahren Verstandes verfehlt haben. Damals aber hatte man Leunclavens Uebersetzung der Schriften Xenophontis noch nicht, welche ihn manchesmal hätte zurechte weisen können: sondern es waren bloß von des Cyrus Erziehung eine Uebersetzung von Francisco Philelpho; von dem Feldzuge Cyri, eine vom Romulo Amusão und Johann Lascaris; und von der griechischen Geschichte eine von Bilibald Pirckheimern vorhanden; welches ohne Zweifel die Urkunden gewesen sind, welchen der Uebersetzer nachgegangen ist. Er hat aber bisweilen die Meynung der Worte Xenophons so gar umgekehret, daß es sehr wahrscheinlich ist, er sey nicht einmal der lateinischen Sprache vollkommen mächtig gewesen. 3. E. Er übersetzt: videbamus videre, mich sachs selbs dafür an, infestus abscheulich, emolumenta ex aliquo capere, sy mit iren fruchten füren und neeren, distinctae gentes, Völker wieder einander, alios consulere de aliquo, einen betrachten, quali praeditus

indole, auf was Kunst vnd Vernunft er sich verlassen, intelligere von einem halten, decantatur, es wird von ihm in Liedern gesungen, periculum schad und sorg, cominus pugnare, des nächsten zum Feind treten, u. s. w. Noch deutlicher aber kann man dieses aus ganzen Perioden sehen, welche der Herr Obermeister so meisterlich übersezt hat, daß man nicht weis, was er haben will. Z. E. Xenophon schreibt von der Perser Erziehung und Gewohnheit, und zumal von ihrer Mäßigkeit: Καὶ νῦν δὲ ἐτι ἐμμένει μαρτυρία, καὶ τῆς μετρίας διαίτης αὐτῶν, καὶ τοῦ ἐκπονεῖσθαι τὴν διαίταν. ἀχρὸν μὲν γὰρ ἐτι καὶ νῦν ἐτι Πέρσαις, καὶ τὸ ἀποπτύειν, καὶ τὸ ἀπομύττεσθαι, καὶ τὸ φύσης μεσοῦς φαίνεσθαι, αἰσχρὸν δὲ ἐτι καὶ τὸν ἰοντά πε, φανερόν γενέσθαι ἢ τῶ ἐρεῖσαι ἕνεκα ἢ ἄλλῃ τινὸς τοιούτου. ταῦτα δὲ ἐκ, ἂν ἐδύναντο ποιεῖν, εἰ μὴ καὶ διαίτη μετρία ἐχρῶντο, καὶ τὸ ὑγρὸν ἐκπονεῖντες ἀνήλικον ὡσεὶ ἄλληπον ἀποχωρεῖν. ταῦτα μὲν δὴ κατὰ πάντων Πέρσων ἔχομεν λέγειν. Dieses übersezt Boner also: „Es weeret auch diß ir meßigs „vnd arbeitsams Leben vnd wesen noch bey disen un- „fern Zeitten: Dann es ist noch bey disen Zeitten für „schantlich geachtet, wann man vor den Persiern „ausspewt, die naß püßt, oder sunst plast von im „lofft, auch halten sie das für schantlich, so einer „vor jnen prunßt, oder ander notturfft thut, das „sy gewisslich nit verpergen konnten, wo sie sich mit „essen und drinken nit so mäßig hielten, vnd den „drank mit arbeit und schwaiß verzerten, daraus „volgt, daß sie zu den Geschafften neben sich „gond, diß mögen wir wol von allen Persiern sagen.

Wer den griechischen Text nicht selbst ansieht, der wird nicht errathen, was die letzten Worte sagen wollen, welche dahin gehen, die Persen hielten sich im Essen und Trinken so mäßig, daß es ein leichtes sey, die eingenommene Feuchtigkeit durch die Dauung auf andern Wegen abzuführen, als durch die gewöhnliche Gänge geschieht. Daß aber diese manchmal unverständliche Uebersetzung nicht nur von der schlechten Erfahrung in der griechischen und lateinischen Sprache, sondern auch von den verworrenen und nicht aus einander gesetzten Begriffen des Uebersetzers herkomme; und er demnach ein gar kleines und geringes Vermögen, recht und deutlich in seiner Muttersprache zu schreiben, gehabt habe, hat er an vielen Orten ver-rathen. Z. E. Xenophons Worte, so in des Leon-clavii Uebersetzung also lauten: Fuisse autem Cyrus ita comparatus a natura perhibetur, atque etiam nunc decantatur a barbaris, vt et forma pulcherri-mus, et animo praeditus humanissimo et discendi adipiscendique honoris avidissimus esset: adeo-que nullum non laborem perferret, nullum non laudis gratia periculum adiret. Tali quum a na-tura indole animi, formaque Cyrus esset, quemad-modum sane hactenus memoratur, etiam secun-dum leges Persarum est institutus: eorum vero princeps esse cura videtur, id efficere, quod bo-no publico maxime conducatur. Non enim inde faciunt initium, vnde quam plurimis in ciuitati-bus leges exordiuntur. Nam pleraeque ciuitatis cuius educandi liberos suos, qua ipsi visum ratio-ne fuerit potestatem faciunt, atque ipsis etiam pro-nectioribus viuere sui ex animi sententia permit-

tunt: deinde edicunt, ne quis clepat, ne rapiat, ne per vim domum in aliquam irrumpat, nec quem per iniuriam pulset, adulterium ne committat, magistratus imperio parere ne detrectet, atque his itidem alia consimilia; quod si quis horum aliquid transgrediatur, poenae propositae sunt. Diese Stelle lautet in unsrer Uebersetzung also: „man sagt auch, das der König Cyrus von Natur also geschaffen, wie dann von den barbarischen Leuten noch bey diesen unsern Zeiten in Liedern von im gesungen wird, nämlich von Leib ganz gerader schöner form, vnd hüpschen gestalt, von sin vnd gemüt gar milt vnd menschlich, zu aller Kunst leer vnd eer oben aus geflißen, darum er sich denn aller arbeit underwunden, vnd vor rum vnd lobs wegen allen schaden vnd sorg getragen vnd gelitten. Dermaßen sagt man den König Cyrus mit der schönen form vnd gestalt seines leibs vnd gemüths, in der Persier gesaß vnd Zucht von jugent auf erzogen, derselbigen gesaß trachtet zu fordersten von gemainen nuß, vnd fahen nit an, wie dann vil anderen stett vnd Land, gesaß, recht vnd Statuten, die den eltern vnd vätern zulassen, ire Sün vnd Kinder nach irem gefallen zu ziehen, vnd daß die väter auch nach irem freyem willen leben, doch das sie nit stelen, rauben, mit gewalt in frembde hewser brechen, wider rechts niemand bewaltigen, noch schlagen, ir ee nit brechen, sich nit wider ire herren vnd obern setzen, vnd andere mer dergleichen, vnd wo jemand deren gesaß eines vberdretten, wurd er darum gestrafft.“ Diese Stelle beweist deutlich, daß der Uebersetzer entweder den Verstand der lateinischen Worte,

Worte, und deren Stellung und Ordnung nicht verstanden, oder aus Nachlässigkeit nicht geachtet, selbst aber in der deutschen Sprache verworren, unrichtig und unordentlich sich ausgedrückt habe. Dergleichen Exempel finden sich in dieser Uebersetzung viel, und ist er sonderlich unglücklich gewesen, die Hauptsätze von denen eingeschalteten Nebensätzen (propositiones incidentes) zu unterscheiden, und beyde deutlich aus einander zu setzen. Hierzu kömmt, daß er die Verknüpfungs- und Unterscheidungswörter manchmal ganz falsch übersetzt, und z. E. aus einem Gegensatz einen gleichgültigen, aus zwey verbundenen Sätzen, zwey entgegen stehende, u. s. w. gemacht, und dadurch den wahren Verstand des Textes oft schändlich verdrehet hat.

Was die Schreibart des Uebersetzers betrifft, so folget er der Gewohnheit der Oberrheinischen Mundart, welche zu der Zeit, da diese Uebersetzung verfertigt worden, von den meisten Schriftstellern beygehalten worden, ungeachtet Lutherus in seiner deutschen Bibel ein viel richtigeres Muster einer reinen deutschen Schreibart gegeben hatte. Es ist daher die Rechtschreibung noch so altfränkisch und unregelmäßig, als sie im funfzehenden Jahrhunderte gewesen; dann er schreibt zum Exempel geradten für gerathen, künden für können; Cresus für Croesus, Arbayet für Arbeit, brayt für breit, Undankparkait für Undankbarkeit, Pündtnuß für Bündniß, zurugt für zurück, im für ihm, ermörde für ermordet, geblündert für geplündert, Per für Ehre, Dapferkait für Tapferkeit, nyesen für niesen, vil für viel, belonung für Belohnung, dies

shenen für diejenigen, Mitnacht für Mitternacht, exporn für gebohren, fieren für führen, froischt für Frost, begeit für begiebt, baß für besser, Sust für Faust, gemaini für gemeine, gewänen für gewöhnen, König für König, Got für Gott, u. s. w. Die mehrere Zahl endigt er anstatt des Buchstabes e, mit dem i, z. E. sonderbari für sonderbare, gemainsami für gemeinsame, in den Nennwörtern aber bedient er sich eines doppelten n, und schreibt: geschichtenn, großenn, erstenn Dingenn u. s. f. Alte, damals noch im Elsaß, Schwaben und der Schweiz übliche Wörter sind auch zum Ueberflusse in dieser Uebersetzung vorhanden, dergleichen sind freydig, das ist, munter, theur, das ist, rechtschaffen oder vortrefflich, die Forcht ausnehmen, untödtlich, das ist, unsterblich, den Beeren stechen, das ist, fangen, scharlich, das ist, hart, gegni, das ist, Gegend, sich wider einen gestreusen, das ist, setzen, geseyn, das ist, gewesen, ein komperlich werk, das ist, eine schwere Sache, gebellen, das ist, übereinstimmen, mentlich, das ist, jedermann, Zeit verschließen, das ist, verbrauchen, späne, das ist, Handel, spennige, das ist, Sachen, aller geyennst, das ist, allerschärfeste, vom blaz jegen, das ist, von der Stelle weichen; das gesayd, das ist, die Jagd, umbiß, das ist, Mittag. Von dergleichen Wörtern wimmelt es in dieser Uebersetzung. Er mischet auch bisweilen Wörter ein, die aus andern Sprachen entlehnt sind: dergleichen sind, exempst, Magistrat, Abstinenz, Tribunen, Bückler, das ist ein Schild bouclier: wiewohl er sich nach der löblichen Gewohnheit seiner Zeit gehütet, sein Buch durch

durch lateinifche Lettern nicht bunt zu machen. Daher alle eigene Namen mit deutschen Buchftaben ausgedrückt find.

Indeffen, ob gleich aus angeführtem erhellet, daß an diefer Uebersung vieles auszufehen fey, fo ift doch auch nicht zu leugnen, daß er manchesmal den Sinn feines Gefchichtfchreibers wohl getroffen und deutlich ausgedrückt habe. Da es ihm aber an der Wiffenfchaft in der griechifchen Sprache fehlte, fo konnte er es nicht better machen. In dem vorangefetzten Register, find einige fremde Münzen, Derter, Namen und dergleichen erklärt, deren aber fehr wenige find. Das Buch anfehnlicher zu machen, hat der Verleger es mit Holzfchnitten auszieren laffen, welche von dem Unverftande des Erfinders manches lächerliches Zeugniß ablegen. Also hat er die Geburt Cyri gar natürlich, dabey aber also vorgestelt, als wenn fie in einer Baurenschenke vorgegangen wäre. Belagerungen werden mit Stücken, Schanzkörben, und andern erst nach der Erfindung des Pulvers erdachten Rüstungen abgefchildert: und fo fehen auch die entworfenen Schlachten aus. Doch das hat dieses Buch

mit mehr andern feines Alters gemein.



* * * * *

II.

Synopsis vniuersae Philologiae, in qua miranda vnitas et harmonia linguarum totius terrarum orbis, occulta e literarum, Syllabarum vocumque natura et recessibus eruitur. Cum Grammatica LL. Orientalium Harmonica. Synoptice tractata; nec non descriptione orbis terrarum quoad linguarum filum et propagationem mappisque geographico-polyglottis. In Gloriam linguarum conditoris vsunque tam exegeticum quam scholasticum, quo linguae a studiosa iuuentute breuiori negotio disci, emphasesque vocum vberiori messe colligi possint, adornatae a Godofredo Henselio, Scholae A. C. apud Hirschb. Rectore. Norimbergae 1741.

Sin Inbegriff der ganzen Sprachgelehrsamkeit auf der Welt, der viel wundernswürdige, verborgene und tiefgesuchte Sachen in sich fassen soll, und in der That aus sehr rühmlichen Absichten verfertiget worden, ist schon der Mühe werth, daß wir ihn in unsere Beschäftigungen; wiewohl dieselbe sonst nur bloß auf unsere Muttersprache gerichtet sind, mit einschließen. Das Vorhaben an sich selbst, alle Sprachen auf der Welt in einen Inbegriff zu bringen, und ihre durchgängige Aehnlichkeit zu zeigen, ist von nicht geringer Wichtigkeit. Wie mancher wird nicht das Urtheil davon fällen, daß es ein Werk sey, welches die Kräfte eines einzigen Gelehrten weit übersteige.

Wer

Wer von der Uebereinstimmung aller Sprachen urtheilen will, wird man sehr natürlicher Weise gedenken, der muß sie nothwendig insgesammt mit einander verglichen haben. Soll er dieses bewerkstelligen, so muß er auch alle Sprachen verstehen und kennen. Wo ist aber derjenige glückselige Mensch zu finden, der sich dessen rühmen kann. Und was wird uns also ein einzelner Mann, und wenn es gleich in der Weitläufigkeit seiner Sprachwissenschaft ein zehnfacher Mithridates wäre, von der Aehnlichkeit aller Sprachen auf der Welt sonderbares sagen können? Da nun der Verfasser der gegenwärtigen Schrift sich nichts destoweniger an ein so schweres; wo nicht unmögliches Werk gewaget: so haben wir theils unsere eigene Aufmerksamkeit desto mehr zu schärfen, theils auch unsern Lesern die Gründe zur Beurtheilung dieser Art Schriften an die Hand zu geben, für nützlich erachtet, ihnen einige Gedanken von der Gleichheit und Ungleichheit aller Sprachen vorzulegen.

Man mag unter der großen Menge von Sprachen nehmen, was man für eine will, so wird man in ihr etwas allgemeines und etwas besonders entdecken. Denn da eine jedwede Sprache eine Fertigkeit ist, die menschlichen Gedanken durch gewisse zusammengesetzte Töne des Mundes kund zu machen: so erhellet gar leicht, daß dasjenige, was zu einer solchen Fertigkeit gehöret, und aus derselben fließt, nothwendig allen Sprachen gemein seyn müsse. Zwar scheint aus diesem Satze, eben so gar viel Aehnlichkeit in allen Sprachen, noch nicht zu erfolgen. Aber man darf nur einen jedweden Umstand, den wir zum Begriff einer Sprache erfordert haben, etwas mehr aus-

einan-

einander wickeln, so werden sich bald sehr viel Dinge zeigen, von welchen man anfangs nicht geglaubet hätte, daß sie unter das allgemeine der Sprachen gehören. Zusammengesetzte Töne des Mundes, setzen nicht allein einfache zum voraus, und haben daher alle Sprachen gewisse Buchstaben; sondern es läßt sich dieser Satz vielleicht noch weiter treiben, und behaupten: daß, weil die Werkzeuge der Sprache und des Mundes bey allen Menschen einerley sind, daraus eine große Aehnlichkeit der einfachen Töne oder der Buchstaben in allen Sprachen erwachsen müsse. Wir reden ferner keine einzige Sprache zu einem andern Endzwecke, als damit wir unsere Gedanken von vorkommenden Sachen erklären, und uns der Worte als verständlicher Zeichen bedienen wollen, die innerlichen Vorstellungen der Seelen, äußerlich abzubilden. Nun kann man aber alle Gedanken der menschlichen Seele, nach der Mannigfaltigkeit der Dinge, wovon sie gedenket, in gewisse Classen abtheilen. Entweder wir stellen uns Sachen vor, die durch sich selbst, oder die durch andere bestehen. Wir denken entweder an eine Handlung, oder an einen zufälligen Umstand einer Sache, u. s. w. Eine jede Art dieser Vorstellungen, erfordert auch eine gewisse Art der Wörter: und daher entstehen die so genannten Theile der Rede, welche abermals unter das allgemeine der Sprache zu rechnen sind; worinn sich bey allen Sprachen, wo nicht eine völlige, doch wenigstens eine sehr genaue Einförmigkeit finden muß. Will man mehr gemeinschaftliche Aehnlichkeiten der Sprachen hervorsuchen, so darf man nur der Natur der Theile der Rede, ihrer Veränderung und ver-

schie-

schiedenen Verknüpfung weiter nachdenken. Alsdann werden sich immer mehr Umstände und Regeln hervorthun, welche sich nicht auf eine, oder etliche wenige Sprachen, sondern auf alle erstrecken; indem sie ihren Grund in den allgemeinen Theilen der Rede und deren Beschaffenheit haben. Und so besitzen demnach alle Sprachen auf der Welt, ohne Unterscheid und ohne Ausnahme in hundert Dingen eine Gleichheit, weil ihnen allen der Begriff einer Sprache zukömmt; nur bloß darum, weil sie Sprachen sind.

Dieser Begriff der Sprache, ist in der That, da er von den Gelehrten, und sonderlich von einigen neuern Weltweisen etwas reiflicher erwogen worden, die Veranlassung gewesen, vermöge ihrer Scharfsinnigkeit, eine besondere philosophische Wissenschaft unter dem Namen der allgemeinen Sprachlehre, bloß auf diesen Grund zu bauen. Die Engländer haben hierinn Locken ^a, den Bischof Wilkins ^b, und einen neuern, uns unbekanntem englischen Sprachlehrer ^c aufzuweisen. Unter den Franzosen haben die Verfasser der Grammaire generale et raisonnée ^d, und der l'art de parler ^e eine solche Untersuchung unternommen. Von uns Deutschen sind zweene unserer berühm-

^a) In seinem bekannten Buche, von dem menschlichen Verstande.

^b) Seine Schrift heißt: Essay towards a Real character and Philosophical Language.

^c) Er hat geschrieben: A Grammar of the English Tongue, vvith useful Notes, giving the Grounds and Reasons of Grammar in general. the fourth Edition, London. 1721.

^d) Die fünfte Ausgabe davon ist gedruckt zu Paris, 1709.

^e) Man hat einen Jenaischen Nachdruck vom Jahre, 1699.

rühmtesten Philosophen, der große Wolf *f*, und sein würdiger Schüler, Herr Canz *g*, bekannt, welche sich mit ihren Schriften auch um diesen Theil der menschlichen Erkenntniß verdient gemacht.

Es wird derowegen, wenn jemand heutiges Tages von dem Aehnlichen in allen Sprachen, nach der allgemeinen Sprachlehre handeln, oder ein Stücke davon erläutern will, bey nahe als eine Schuldigkeit von ihm erfordert, daß er die Arbeit so trefflicher Männer dabey zu rathe ziehe, und auch andere Vorgänger nicht gänzlich aus der Acht lasse *h*.

Wir müssen ferner auch das noch anmerken, daß außer derjenigen Uebereinstimmung, welche aus dem Wesen einer Sprache entspringt, und daraus in der allgemeinen Sprachlehre hergeleitet wird, sich unter allen Sprachen, vermöge ihres Ursprungs, noch eine zufällige Gleichheit finden könne. Nicht anders, als wie es sich mit der Aehnlichkeit verschiedener Personen verhält. Die menschliche Natur, deren alle theilhaftig sind, wirket schon nach dem Baue ihres Körpers, nach der Zahl, Ordnung und Beschaffenheit seiner Theile, wie nicht weniger nach den Gemüthskräften, bey ihnen eine vielfache Aehnlichkeit. Sie kommen sich aber gemeiniglich hierinn noch viel näher, wenn sie von einem Geschlechte ihren Ursprung genommen,

f) Siehe sowohl seine deutsche, als auch seine lateinische Hauptwissenschaft.

g) In seiner akademischen Abhandlung, welche unter dem Titel: *Grammaticae vniuersalis tenuia rudimenta* 1737 zu Tübingen herausgekommen.

h) Herr Canz führet auf der 19 Seite an bemeldten Orte Augustin Grischov *Introductionem ad philologiam generalem* an. Man kann auch den Herrn Carpoz in seiner lateinischen Schrift *de perfectione linguae* darzu nehmen.

nommen, und aus einerley Stamme erzeugt sind. Wären alle Sprachen auf der Welt Kinder von einer einzigen Mutter, so könnte es gleichfalls wohl seyn, daß man in ihren Gestalten einige Aehnlichkeiten wahrnähme, welche sie eben nicht ihrer gemeinschaftlichen Natur, dadurch sie alle mit einander Sprachen sind; sondern ihrer Herkunft und allgemeinen Erzeugerin zu danken hätten. Ob man aber wirklich dergleichen ähnliche Züge in der Bildung aller Sprachen erblicke, die beydes keine nothwendige Spracheigenschaften sind, und auch nicht von ungefähr können entstanden seyn, das läßt sich von einem bloßen Weltweisen schwerlich bestimmen. Hingegen die heilige Geschichtskunde hebet dießfalls allen Zweifel auf, und was man hauptsächlich als ein Beyspiel anführet, ist dieses, daß durchgängig in allen Sprachen theils doch etliche wenige, gleichlautende Wörter, von einerley Bedeutung vorhanden sind.

Nebst dem allgemeinen hat eine jedwede Sprache noch etwas eigenthümliches und besonders. Es ist schwer zu sagen, was dieses sey, und worinn es bestehe²⁾, und noch schwerer, es in irgend einer Sprache völlig zu erreichen. So viel ist klar, daß dazu eine Erkenntniß tausend besonderer Regeln und Anmerkungen von den Eigenschaften ihrer Wörter; von der Anordnung und Verbindung der Sätze; von der Einschränkung der Perioden, und vor allen eine critische Einsicht in die Abstammung, Bedeutung, den Nachdruck und den Unterschied ihrer Wörter und Redens-

2) Siehe Hrn. M. Schulemanns Disputation, de Genio linguae, welche 1739. zu Leipzig gehalten worden.

Nebensarten gehöre. Und daher kömmt es, daß so viel Zeit, Mühe und Erfahrung erfordert wird, ehe man sich vollkommen in den Besiß einer Sprache setzen kann. Das besondere einer jedweden Sprache mache einem philosophischen Liebhaber derselben gar zu viel zu schaffen. Er sieht beständig, daß ihm an der Wissenschaft dieser oder jener Sprache noch vieles fehlet, auch alsdann, wenn er zehnmal mehr Erkenntniß erlangt, als andere; die sich doch selbst für sehr große Meister darinn halten, und sehr geschwinde sind, mit dem Cäsar, das Veni, vidi, vici, über eine Sprache auszurufen.

Die hebräische Sprache z. E. hat vor andern einen ungemeinen Vorrath des besondern in sich. Sie leidet Metaphoren und andere uneigentliche Ausdrücke, welche, sonst nirgends erlaubt seyn würden. Ein Ebräer hat Freyheit, nach Maaßgebung seiner Sprache, von einem, der eine Sache vergeblich ins Werk zu richten getrachtet, zu sagen: Er habe Stoppeln empfangen, und Spreu gebohren. Er kann die Personen in seiner Rede alle Augenblick, so oft es ihm gefällig ist, abwechseln. Ja er pflegt zuweilen mit seinen Worten seine Meynung nicht ganz, sondern gleichsam nur halb auszudrücken, und will, daß man vieles, was er nicht saget, dennoch gedenken solle. Wenn er z. E. von den Abgöttern meldet, sie hätten sich geschnitzte Bilder der Götzen gegossen; so wird ihn ein Unverständiger, der des besondern seiner Sprache nicht kundig ist, eines Fehlers, und wohl gar eines Widerspruchs, in dieser Art zu reden, beschuldigen. Wem hingegen die Sprachgewohnheiten, welche bey den Ebräern herrschen, geläufig sind,

sind, der wird gleich wissen, daß er, was in dem Ausdrücke fehlet, in seinen Gedanken hinzu setzen müsse; und daß in dem scheinbaren einfachen Sake, ein gedoppelter verborgen liege; nämlich, es werde hier von den Abgöttern gesagt, daß sie sich sowohl von Holz geschnitzte, als von Metall gegossene Bilder ihrer Götzen verfertiget. So unumgänglich es ist, wie in allen Sprachen, also auch in der ebräischen, dieses besondere zu wissen; so wenig trifft man doch in den meisten Sprachlehren, womit die neuangehenden Lehrer derselben die gelehrte Welt so reichlich und überflüssig zu beschenken pflegen, davon an.

Lasset uns jetzt einmal einen Scribenten setzen, der von der Uebereinstimmung aller Sprachen auf der ganzen Welt zu handeln verspricht, und sehen, wie mancherley Wege er gehen kann.

I. Die erste Bahn, welche ihm offen steht, ist die philosophische. Erwählet er sich diese, so läßt er sich in eine Betrachtung über die vorzügliche Eigenschaft der vernünftigen Geschöpfe, welche man die Sprache nennet, ein. Nachdem er untersucht, was sie sey, so bemühet er sich um die allgemeinen Gesetze, nach welchen sie sich richtet. Mit so vielem Fleiße, als ein Naturkundiger die Gesetze der Bewegung, die von den Körpern beobachtet werden, zu erfinden, zu erklären und zu befestigen sucht, mit so vieler Gründlichkeit entdeckt er auch die Gesetze, welche im Falle der Endzweck einer Sprache, (daß nämlich der menschliche Verstand seine Gedanken an den Tag lege,) erhalten werden soll, von einer jeden Sprache in Acht zu nehmen sind. Was obbelobte berühmte Männer hierinn geleistet, macht er sich dergestalt zu Nuße, daß

er daraus weitere Folgen zieht, und also, vermittelst derjenigen Geschicklichkeit, wessfalls ihm eigentlich der Name eines Weltweisen gebühret, durch mancherley neue Schlüsse die Grenzen der allgemeinen Sprachkunst erweitert. Eine solche Absicht ihm vorzusetzen, hat dem Verfasser unsers gegenwärtigen Inbegriffs der ganzen Sprachgelehrsamkeit gar nicht gefallen. Wenn er gleich hin und wieder, sonderlich im Anfange seines Buchs, ein wenig philosophisch thut, und so gar nach Art der Meßverständigen gewisse Grundsätze, die zur Gewißheit seines folgenden Vortrages dienen sollen, voraussetzet: so sieht man doch bald, daß es ihm mit dem Character eines Weltweisen kein Ernst sey. Denn er beobachtet ihn kurz, unzulänglich, und gleichsam nur im Vorbeygehen.

II. Von der Uebereinstimmung aller Sprachen auf der Welt, kann ein Schriftsteller auch aus der Erfahrung etwas beybringen. Ein jedweder Gelehrter ist für seine Person mit mehr als mit einer Sprache bekannt, wenn er gleich nicht zu derjenigen Zahl gehöret, welche die ganze Gelehrsamkeit in der Erlernung alter und neuer Sprachen setzen. Ihm müssen dabey die Aehnlichkeiten derselben eben so leicht in die Augen fallen, als einer, der durch sehr viel Städte gereiset ist, sich erinnert, in allem, wenigstens etliche übereinstimmende Gebräuche angetroffen zu haben. Wo die eigene Erfahrung aufhöret, da nimmt man seine Zuflucht zu einer fremden. Und es kann bey den Sprachen dieses Kunststück so wenig fehlen, daß wir uns vielmehr leichtlich getraueten, unsern Lesern eine gelehrte Abhandlung, von der Einstimmung der deutschen und türkischen Sprache zu liefern, ohne vorher

vorher eine Sylbe des Türkischen zu lernen. Eine türkische Sprachlehre, und etwa noch ein türkisches Wörterbuch, womit uns unsere Freunde, und in Ermangelung deren, die öffentlichen Büchersäle versorgen würden, könnten hierzu schon ein vieles beytragen. Denn wie viele Aehnlichkeit in beyden Sprachen wären wir nicht bloß dadurch zu entdecken vermögend. Gleich im Anfange zeigten sich die Buchstaben. Diese gäben uns schon die erste Anmerkung an die Hand, daß nämlich die Türkische Sprache eben so wohl aus Buchstaben bestehe, als die unsrige, und vielleicht auch ihre einfachen Töne bey nahe von eben der Zahl, und dem Klange, wie die unsrigen sind. Bey dem Fortgange zu den folgenden Capiteln in der Sprachlehre, ist gar kein Zweifel, unsere Entdeckungen müßten nicht allein merklich wachsen, sondern auch immer gelehrter, seltsamer und wichtiger werden. Und wenn uns ferner das Wörterbuch noch einige Wörter an die Hand gegeben hätte, welche in der Luft fast ein gleiches Geräusche, und in unsern Ohren fast eben die Empfindung erwecken, als wie andere deutsche Wörter bey ihrer Aussprache thun; oder welches noch besser ist, wenn wir diese aus einem so genannten harmonischen Wörterbuche entlehnten: so bedünkt uns, hätten wir unsern Lesern von der Uebereinstimmung der deutschen und der türkischen Sprache so vielfache Spuren gezeigt, daß sie mit uns könnten zufrieden seyn. Sollte es bey einem Schriftsteller, der das Aehnliche aller Sprachen auf der Welt zu beschreiben sich anheischig machet, dahin kommen, daß die Sprachlehre und Wörterbücher ein Ende haben: so sind noch die Reisebeschreibungen für ihn übrig. Was deren Verfasser

von der Sprache eines Landes für Nachrichten mit einstreuen, wird von ihm als bekannt angenommen. Die unbekanntten Länder unter dem Nord und Süderpole bleiben weg, oder werden wenigstens zu einem Supplemente bey einer folgenden Ausgabe seines Buchs, falls sie während der Zeit sollten entdeckt werden, versparet. Daran ist nichts gelegen, und wenn er auch von vielen andern Sprachen, die in dem innersten Asien, Africa und America ihren Wohnplatz haben, nichts zu sagen wüßte: so wird der Mangel einer Erkenntniß von ihrer wirklichen Gleichheit, durch eine Muthmaßung ersetzt, und das darf ihn nicht abhalten, sein Buch einen Innbegriff der ganzen Sprachgelehrsamkeit auf der Welt zu benennen. Und so kann man aus seiner und anderer Leute Erfahrung, seinen Leser von der Wahrheit, daß alle Sprachen auf der Welt etwas ähnliches unter einander haben, unterrichten. Hiebey geschieht es nun

III. Daß ein solcher Scribent entweder nothwendige Aehnlichkeiten unter allen Sprachen anführet, oder er glebt dergleichen zufällige Gleichheit an, als wir oben beschrieben haben. Die erstern durch die Erfahrung weitläufig zu bestätigen, sonderlich wenn es Dinge betrifft, deren Nothwendigkeit gar zu leicht aus dem Wesen einer Sprache erhellet, wird ihm wenig Ruhm zu wege bringen. Was für Nutzen würde es haben, wenn jemand aus hundert Sprachen mit eben so viel Exempeln dardun wollte, daß es durchgängig Nennwörter von mehr als einerley Geschlecht gäbe. Man würde ihm nicht mehr Verbindlichkeit schuldig zu seyn glauben, als wenn er diesen Satz nicht von den Sprachen derer Länder, sondern von ihren Einwohnern behauptet

hauptet hätte. Dünkte es jemanden eine wundernswürdige Aehnlichkeit zu seyn, daß alle Sprachen Nennwörter, Fürwörter und Zeitwörter, und andere Theile der Rede mehr in sich schließen; hielt er es der Mühe werth, die Uebereinstimmung der deutschen Sprache mit den Sprachen in Portugal, Spanien, Frankreich, Ungarn und Siebenbürgen, ja in allen vier Theilen der Welt in diesem Stücke zu zeigen: so wird hingegen ein Philosoph hterinn nichts wundernswürdiges finden. Er wird diese Anmerkung von der Einförmigkeit der Theile der Rede in und außer Deutschland für nicht viel scharfsinniger halten; als wenn er höret, daß die Theile des menschlichen Leibes an allen diesen Orten mit uns einerley sind, und die Leute dorten, so wie wir, Augen und Ohren, Nasen und Mäuler, Hände und Füße haben. Wenigstens müsten daher von einem Schriftsteller, der mit Beyfalle zeigen will, wie alle Sprachen durchgehends übereinstimmen, solche ähnliche Umstände aus allen Sprachen gesammelt werden, die, wenn sie gleich nothwendig sind, dennoch im ersten Anblicke etwas fremde zu seyn scheinen, und viel Tieffinnigkeit im Nachdenken erfordern, ehe man die Ursache, warum sie allen Sprachen gemein seyn müssen, aus dem Wesen einer Sprache herleiten kann. Die zufälligen Gleichheiten sind es, welche zur Verfertigung harmonischer Wörterbücher, oder einiger Proben von solchen, Gelegenheit gegeben. Auf diese hat der Herr Rector Hensel mit gesehen. Obwohl er geht weiter, und will, daß alle Sprachen in der Welt, als Abkömmlinge von der hebräischen, nicht nur einen Borrath von gleichlautenden Wörtern, sondern noch sonst eine gewisse emphatische Gleich-

heit ^k, und denjenigen Nachdruck, welchen der berühmte Gottesgelehrte Caspar Neumann, der hebräischen Sprache zugewidmet, von ihr geerbet. Dahin ziele seine meiste Beschäftigung, u. man trifft ihn also, als einen Schriftsteller von der Uebereinstimmung aller Sprachen, auf einem Wege an, da er eine ganz besondere, zufällige Ähnlichkeit unter allen zu erweisen, sich vorgesetzt.

IV. Die vollkommenste Art der Untersuchung, wie weit sich alle Sprachen auf der Welt nähern, und wie sie sich wieder von einander entfernen, würde zweifelsfrey seyn, wenn man sie alle, nicht nach ihrer Oberfläche, sondern nach ihrer innern Einrichtung und besondern Eigenschaften gegeneinander halten könnte. Wiewohl es ist sehr was gutes, daß die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts, ohne ein so ungeheures Werk voll anschauender Erkenntniß, bestehen kann; weil wir gewiß sind, daß es unter der Sonnen niemals zum Vorscheine kommen werde. Eine einzige Sprache erfordert schon bey nahe die isige Lebenszeit; der Menschen, wenn man sich nicht mit ihren äußerlichen Schalen vergnügen, sondern sich ihres Kerns bemestern will. Wir finden Exempel genug von Gelehrten, welche zwanzig Sprachen obenhin, oder höchstens mittelmäßig, gewußt; aber noch keines ist uns bekannt, daß jemand in einer Sprache sich außerordentlich gewiesen, und doch zugleich in einer andern ein eben so großer Meister gewesen wäre. Ist es von zweyen Sprachen nicht möglich, dieselben in einem sehr hohen Grade zu wissen, und folglich ihre Gleichheit gegeneinander abwiegen zu können: was wird bey mehrern, ja

^k) Omnes conspirant emphaticæ, sind seine Worte in der Vorrede.

ja was wird sogar bey allen, in der Erforschung ihrer Aehnlichkeit und ihrer Abweichung, ein Scribent zu bewerkstelligen fähig seyn? Sollten unsere Leser einen so strengen Begriff mit einem Innbegriffe der ganzen Sprachgelehrsamkeit auf der ganzen Welt verknüpfen: so würden sie sich, wie wir oben gethan haben, über den Anblick der gegenwärtigen Schrift des Herrn Rector Hensels ein wenig verwundern; aber theils aus dem, was wir von ihrer Absicht bereits gemeldet, theils aus der folgenden genauern Erzählung ihres Inhalts, leichtlich abnehmen, daß er ein solches Werk von der Uebereinstimmung aller Sprachen auf der Welt, keinesweges zu liefern im Sinne gehabt.

Er erkläret sich seines Vorhabens halber in der Vorrede viel demüthiger, aber auch zugleich so sinnreich, daß wir den Anfang derselben hieher zu setzen, nicht umbin können. Geehrtester Leser, spricht er, Es wird erzählt, daß unter den Annehmlichkeiten in Indien, sich vor andern ein Vogel finde, in der Größe eines Staars, unter dem Bauche weißlicher Farbe, übrigens aber dunkelbraun, und auf dem Kopfe mit silberfarbigten Federn, sehr zierlich gekrönt, welchen die Wilden Cencont latolli, die Europäer aber Vielsprecher nennen, indem er einen jeden Gesang, der in der Luft erschallet, nachahmet. Singen was mich anbetrifft, so bringe ich dir hier keinen Vogel, auch keine Federn; sondern weißliche, mit schwarzen Spitzen von Buchstaben gesprenkelte Papierchen, die ein Geschnatter von allen, oder, so du es lieber willst, von den vornehmsten Sprachen und Wörtern, welche

in der Luft ertönen, hören lassen, und den Kreis der Welt, der mit so mancherley Jungen redet, gleichsam mit lebendigen Farben abmalen und darstellen. Und zwar geschicht dieß mit einer so großen und wundernswürdigen Uebereinstimmung, das dadurch alle Sprachen, auf eine emphatische Art einander gleich werden, und hat den Endzweck, daß sowohl eine Vereinigung der Kunst, in der Lehrart zu ihrer Erlernung, als auch eine Einförmigkeit der Natur, die in dem innern der Sprachen verborgen liegt, hierdurch an den Tag komme.

Das Erhabene, was in diesem Kunstreichem Eingange steckt, muß um so viel mehr Stralen von sich werfen, da es nicht mehr unter der Decke der lateinischen Sprache verhüllet ist, sondern wir es auch dem deutschen Leser frey vor Augen geleyet haben. Zwar der berühmte Werensfels¹⁾, würde allhier eine falsche Hoheit der Rede, oder ein Meteoron gefunden haben, welches den Apulejus noch weit übertrifft. Da dieser Afrikaner die Blätter seines Buchs nur auf folgende Art beschreibet: „wenn man sich einmal gefallen läßt, in das ägyptische Schilf zu sehen, das mit einem gespitzten Rohre, aus dem Nilus beschrieben ist“. Unsert halben mag es immer für eine lohensteinische Schönheit gelten. Denn nach den Regeln dieser Schreibart, ist dieß die Manier, seinen Vortrag zierlich und prächtig einzukleiden: von der wir dem Herrn Rector Hensel nicht verdenken können, daß ihm

1) Siehe sein Buch unter dem Titel; Dissertationes de Logomachiiis Eruditorum et de Meteoris orationis auf der 525 S. oder die Uebersetzung des letzten im den Schriften der deutschen Gesellschaft zu Leipzig, I. Th. 441 Seite.

ihm noch etwas anklebet, da es noch sonst gelehrte Männer genug giebt, die sich in ihrer Schreibart von den orientalischen Seltsamkeiten noch nicht völlig los machen können. Es klingt nach der lohensteinischen Redekunst viel zu niederträchtig, wenn man sagt, man wäre des Vorhabens, ein Buch von der Uebereinstimmung aller Sprachen auf der Welt zu schreiben: sondern es muß eine indianische Pflanze, eine Spezerrey, ein kriechendes Thier, oder ein Vogel seyn, welcher diesem Satze seinen rechten Glanz ertheilet. Allein, wenn hat doch jemals Cicero, der doch billig als ein Muster eines guten Scribenten, den Schullehrern viel lieber und werther seyn sollte, als Lohenstein; den Eingang einer von seinen Reden oder eines von seinen Büchern, mit Beschreibung eines asiatischen oder africanischen Vogels gemacht? Und wir hoffen, sein Exempel nebst den andern Beyspielen des klugen Alterthums werde endlich durchdringen und verursachen, daß wir in kurzer Zeit keinen Vogel Cencont-latolli, oder ein Wunderthier von gleicher Gattung, mehr zu Gesichte bekommen. Denn wie leicht kann sich nicht ein Scribent dadurch in den Verdacht bringen, er habe sich, statt derjenigen Theile in der Gelehrsamkeit, die den Verstand schärfen, und das Gemüth bessern, nur bloß auf die Erkenntniß der ausländischen Vögel geleeget.

Was die Abhandlung des Verfassers selbst anbetriefft, so hat er rathsam gefunden, dieselbe in fünf Abschnitte zu theilen, darinn er zuerst einige allgemeine Grundsätze (Axiomata) von der Einigkeit aller Sprachen und ihrer innerlichen, so genannten emphatischen Harmonie, voranschicket. Jedoch wollen wir eben

eben niemanden rathen, daß er in Erwägung dieser Grundsätze, den Begriff, was man heutiges Tages in der Philosophie Grundsätze nennet, anwenden sollte. Er möchte sonst leicht auf die Gedanken gebracht werden, daß der Herr Rector einen Mißbrauch dieses Namens begangen habe: wenn er Sätze, die einer Erklärung und eines Beweises so hoch bedürftig sind, unter dem Namen der Grundsätze verkaufen will. Der erste Grundsatz, welcher hier vorkommt, mag zur Probe dienen, indem er so lautet: Alle Sprachen haben etwas göttliches, als etwas emphatisches, kraft der göttlichen Vorsehung in sich. Wer wird wohl so treuherzig seyn, und bey einem solchen Satze nicht mehrere Erläuterung und Beweise fordern? Zwar wollen wir nicht verheelen, daß nach der Absicht des Verfassers die Folge diese seyn soll: weil die hebräische Sprache und vermittelst derselben alle andre von Gott kommen; so halten sie alle mit einander gewisse Merckmaale ihres Ursprunges, oder einen ganz besondern und innerlichen Nachdruck in sich. Biewohl wenn unser Verfasser mit einem hartnäckigen Zweifler zu thun haben sollte, so wird es diesem an allerhand Einwendungen wider seine Schlußfolge nicht fehlen können. Er wird einen deutlichen Beweis verlangen, daß Gott der Erfinder der ersten Sprache seyn müssen: weil der erste Mensch bey aller seiner Weisheit dasjenige nicht vermocht, was wir als seine Nachkommen, so leichtlich ins Werk richten können, nämlich eine neue Sprache auszusinnen, und hervorzubringen. Muß ferner alles, was von Gott kömmt, nothwendig etwas göttliches an sich haben, und noch mehr, ist denn et-

was

was göttliches und etwas emphatisches einerley? Uns scheint überdem der Herr Verfasser anfangs mit seinem Nachdrucke, oder mit seiner emphatischen Eigenschaft, die er allen Sprachen beylegen will, selber einen dunkeln Begriff verknüpft zu haben. Auf der 239 Seite erklärt er sich endlich, daß er dadurch so viel sagen wolle, daß in den Wörtern der Sprachen eine Abbildung von der Natur derer Sachen, welche sie anzeigen, enthalten sey: die Art und Weise, wie dieß geschehe, sollen die folgenden Abschnitte zeigen; welches aber unsers Erachtens, eine vergebliche Mühe ist, so lange die Wirklichkeit dieser allgemeinen Sprachharmonie nicht durch besser zusammenhängende Schlüsse und klarere Grundsätze erwiesen ist.

Es soll nämlich nach denen drey folgenden Abschnitten, diese geheime Uebereinstimmung auf drey Stücke ankommen, auf die Buchstaben, auf die Sylben, und endlich auf die völligen Wörter. Was in den drey ersten Capiteln des andern Abschnittes, der von den Buchstaben handelt, von den falschen Alphabeten, die schon vor der Sündfluth bekannt gewesen seyn sollen, imgleichen von den hieroglyphischen Figuren, und von der Erfindung und Fortpflanzung der ersten Buchstaben auf die ältesten und bekanntesten Völker, aus der Historie beygebracht wird, ist mit gutem Fleiße und vieler Gelehrsamkeit zusammengesuchet. Nur bey einer einzigen Anmerkung, welche auf der 108 Seite befindlich, scheint die gute Meinung des Verfassers mehr Theil genommen zu haben, als seine Beurtheilungskraft, wenn er bemerkt: daß da die Ebräer und andere Morgenländer von der rechten zur linken Hand geschrieben, die Abendländer

das

das Gegentheil thäten, und endlich die Chineser nebst den Japoniern ihre Buchstaben untereinander setzten; dadurch alle Tage in der Welt ein förmliches Kreuz zur Ehre des gekreuzigten Heilandes gebildet würde. Denn so fromm dieser Gedanken auch immer klingen mag, so wird doch die wahre Verehrung Christi, durch das Malen von noch so vielen Kreuzen, oder ins Kreuz schreiben, welches ohne die geringste Absicht zufälliger Weise geschieht, sehr wenig oder wohl gar nicht befördert werden.

Da die Buchstaben nichts anders als diejenigen einfachen Töne sind, in welche sich eine ganze Sprache zuletzt auflösen läßt; so giebt sich der Herr Rector Hensel im folgenden vierten Capitel viele Mühe, darzuthun: daß alle Buchstaben, und insonderheit die hebräischen, wovon die meisten in andern Sprachen auch vorkommen, eine gewisse, geheime und ihnen natürliche Bedeutung besäßen; welche sie beständig in den Mundarten aller Völker behielten, und eben dadurch die verwundernswürdige Uebereinstimmung aller Sprachen auf dem ganzen Erdkreise hervorbrächten. Sein ganzes Gebäude von der geistreichen und emphatischen Kraft, die den Sprachen eigenthümlich feyn soll, beruhet auf diesem Satze, als seinem Hauptgrunde, auf welchen schon vor ihm, der berühmte Neumann seine Meynungen gebauet, dessen Fußstapfen er völlig folget. Wer also von den besondern Lehren dieses Gottesgelehrten, welche er von der hebräischen Sprache geheget, unterrichtet ist, dem werden wir von den Gedanken unsers Verfassers keine weitläufige Erzählung mittheilen dürfen. Nur scheint uns derselbe noch weiter als sein obgenannter Vor-

Vorgänger zu gehen. Denn da Herr Neumann, wenigstens in seinem Buche, welches er clavis domus Heber genannt hat, keine andere als hebräische Exempel zu geben sich getrauet; so wagt es Herr Hensel getrost, nicht allein mit griechischen, sondern auch mit lateinischen und deutschen Exempeln. Es wäre aber sehr zu wünschen gewesen, daß der Verfasser sich nicht bloß um die Ausbreitung der Neumannischen Erfindung, und auf die fernere Anwendung, dieses an sich sehr sinnreichen, willkührlichen Sazes, sondern hauptsächlich um die Untersuchung und Verstärkung seiner Beweisthümer bekümmert hätte. Wir finden in diesem Stücke bey ihm sehr wenig neues. Fragt man nach dem Grunde, warum z. E. der Buchstabe B. ein Behältniß, eine Materie, oder einen Körper anzeige, siehe die 130 Seite; warum, wenn man eine Sache mit einem Namen benennet, darinn ein B. vorhanden ist, durch das B allemal angedeutet werde, die Sache sey pfechtlich, oder habe doch sonst eine gewisse Beugung und Krümmung, (siehe die 132 Seite): so führet er außer etlichen allgemeinen Zeugnissen von Schriftstellen, welche einigen Buchstaben eine Fähigkeit von der Sache selbst eine Abbildung zu geben, erkannt, uns auf die bloßen Exempel. Man soll nämlich ein Wort für sich nehmen, und wenn man es in Buchstaben zergliedert hat, sodann die Bedeutung des einzelnen Buchstaben, welche Herr Neumann und seine Nachfolger nach eigenem Belieben ersinnen, zusammensetzen: so wird man sonnenklar sehen, daß die Sache vermittelst der Buchstaben des Worts, auf das aller schönste und vortrefflichste abgebildet sey. Unser Ver-

Verfasser hat bey einem jedweden Buchstaben, einen reichen Vorrath von Exempeln angeführet. So be-
 lehret er uns auf der 158 Seite, daß das Wort **TND**
 nach seinen Buchstaben so viel sey, als ein Gegen-
 stand, der, wenn er ins Gesichte fällt, in
 dem Eingeweide des Menschen die heftigsten
 Affecten rege macht; und meynet, daß diese Be-
 schreibung sich auf einen Hauptschmuck, vermuthlich
 eines wohlgebildeten Frauenzimmers vortrefflich wohl
 passen. Unten von der 265 Seite an, und in folgen-
 den, kommen noch klarere Exempel vor: so daß einer
 recht mit Vorsatz blind seyn müßte, der das empha-
 tische Wesen der Buchstaben, welches in allen Spra-
 chen so herrliche Begriffe der Sachen verleihet, nicht
 wahrnehmen wollte. Denn wer wird so einfältig seyn,
 der, wenn er eine, um den Leib, rund, und
 dem Rohre gleich, steif geschmückte, mit ei-
 nem durchs Geblüthe innerlich verbundene,
 und sonst in ihrem Bezirke geschäftige Person
 nennen höret, nicht gleich errathen sollte: daß dieses
 niemand anders, als eine Schwester seyn könne, deren
 Character das lateinische Wort Soror nach der 278
 Seite durch seine fünf Buchstaben so wohl ausdrücker.
 Und wenn wir das deutsche Wort Tod, nach Herrn
 Hensels eigenem Ausdrucke anatomiren: so will der
 Nachdruck des Buchstabens **T** einen gewaltsamen
 Schluß anzeigen; das **D** bedeutet recht nachdrück-
 lich eine Sache, die alles gleichsam in einen
 Zirkel in sich schließt, indem der Tod alle Men-
 schenfinder verschlinge; das **D** will einen langsamen
 Ausgang, da sich etwas allmählich nähert,
 vorstellig machen; und endlich steht auch der Buch-
 stab

stabe Σ nicht vergeblich, welchen also unsere heutigen Rechtschreiber sehr unrichtiger Weise auslassen, indem sie dadurch den ganzen Nachdruck dieses Wortes schwächen, dem das Σ noch manchmal einen Beschluß beyleget. Wir können uns im Ernste auf ein sonderbares Lehrgebäude nicht einlassen, wiewohl wir demselben noch manche, von seinen bisherigen Gegnern noch unberührte Gründe entgegen zu setzen, uns getraueten; sondern wir wollen nur das sagen, daß wenn dergleichen Abbildungen der Sachen, wovon wir die Proben gesehen, und die man durch eine gezwungene Deutung der Buchstaben erlanget, gute und untadelhafte Beschreibungen sind, alsdann alles was uns die Weltweisen von der Wörter Erklärung für Regeln geben, falsch und ungegründet seyn müsse. Da aber dieses ohnmöglich seyn kann, so scheint es wahrlich der Weisheit Gottes auch nicht gemäß, zu glauben: daß wenn sie die Absicht gehabt hätte, den Menschen eine Sprache, welche die Natur der Sachen kennbar machen sollte, mitzutheilen, sie dieselbe so eingerichtet; daß dadurch so fehlerhafte, so unvollkommene, ja so elende Bilder und Beschreibungen der Dinge gegeben würden, dergleichen die Vernunftlehre nothwendig als Zeichen einer sehr schlechten Erkenntniß und Einsicht verwerfen muß.

Ehe der Verfasser diesen Abschnitt endiget, so hält ers für seine Pflicht, was so viel hundert Scribenten bereits von den hebräischen Accenten gesagt, in seinem 5. Capitel, als in einem kurzen Innbegriffe zu wiederholen. Hiernächst giebt er auch von den Unterscheidungszeichen der Römer und Griechen einige Nachricht. Wie es die übrigen Sprachen in diesem Stücke halten, davon

von erzählt er in ein paar Zeilen, nur etwas weniges. Wo aber, was diese Unterscheidungszeichen betrifft, die die Uebereinstimmung zwischen dem Hebräischn, dem Griechischen, dem Lateinischen und andern Sprachen bleibt, welche zu zeigen, in seinem ganzen Werke die Absicht ist; das wissen wir, da Herr Hensel von dieser Materie gänzlich schweiget, nicht zu bestimmen.

Wir halten es gleichwohl nicht für nöthig, von dem dritten Abschnitte, darinnen die Zusammensetzung und Veränderung der Sylben in mancherley Sprachen gezeigt wird, unsern Lesern mehr zu sagen, als daß das hauptsächlichste, was darinnen anzutreffen ist, eine kurze harmonische Sprachlehre zwischen der hebräischn, chaldäischn, syrischn, arabischn, äthiopischn, coptischn und griechischn Sprache sey. Es kömmt also in diesem Abschnitte mit dem Vorhaben des Verfassers schon sehr zum Abschlage. Anstatt daß der Titel seines Buchs zu einer Uebereinstimmung von allen Sprachen Hoffnung machte, wird nunmehr die Harmonie derselben auf sieben Sprachen eingeschränket. Vielleicht wäre man dem Hrn. Hensel dabey noch einige Verbindlichkeit schuldig geblieben, wenn er eben das Vorhaben bey solchen Sprachen, wobey es noch nicht geschehen, dergleichen die mehresten Abendländischen sind, ins Werk gerichtet hätte. Daß er aber just auf die morgenländischen Sprachen gefallen, und die Arten angeführet, wie z. E. eine jedwede unter ihnen, die Nennwörter mache, und was dergleichen gemeine Umstände mehr sind, ist eine Arbeit, die schon längstens von andern übernommen worden, und wobey es heutiges Tages nur bloß des Abschreibens gebrauchet. Das einzige Hodegeticum Orientale Harmonicum,
welches

welches M. Joh. Friedr. Nicolai 1670. zu Jena herausgegeben, giebt mit Ludwigs, von der Sprachlehre der Morgenländischen Sprachen, überflüssigen Vor-
schub darzu. Wir behaupten indessen gar nicht, daß unser Verfasser diese leichte Art, eine harmonische Sprach-
kunst zu schreiben, erwähnt habe; sondern wir zeigen nur, daß dieselbe sehr möglich sey.

Hierauf soll nun der vierte Abschnitt, die innerliche Uebereinstimmung ganzer Wörter, die sich auch in den verschiedenen Sprachen findet, und allemal auf die Einigkeit der Bedeutung, vermittelt ihrer Buchstaben, welche der Verfasser einmal bey sich feste gesetzt, hinausläuft, klar machen. Es ist sehr zu billigen, daß sich Hr. Hensel allhier auf solche Wörter beziehet, welche vermittelt ihres Klanges die Sache, die sie bedeuten, nachahmen. Denn es giebt deren, wie nicht zu leugnen, in allen Sprachen, und besonders auch in unserer deutschen, eine kleine Anzahl. Z. E. das deutsche Wort murren, ist sehr geschickt, diejenige Handlung, wovon es gebraucht wird, auszudrücken und abzubilden. Allein man muß diesen Nachdruck der Wörter nur nicht zu weit ausdehnen, und die gehörigen Schranken überschreiten. Es sind zweyerley Sätze, die eben so weit als Himmel und Erde, von einander unterschieden sind, ob man behauptet, daß die Wörter als Töne, wenn sie Berrichtungen bedeuten, die auch mit einem gewissen Tone geschehen, dieselben einiger maassen abzubilden vermögend sind, in welchem Stücke unser Verfasser völlig Recht hat: oder ob man, wie er auf der 287 S. sich von seiner Meynung am aller deutlichsten erkläret, vorgiebt: Die Buchstaben wären lauter emphatische Zeichen, und bedeu-

reten gewisse allgemeine Begriffe, dergestalt, daß aus ihrer Vereinigung ein genaueres Bild von einer Sache entstünde, welches wir andern mittheilen. Denn was den letzten Satz anbetrifft, so wird man ihm schwerlich einen bessern Platz, als unter den süßen Träumen der Gelehrten, anweisen können. Hr. Neumann und seine Nachfolger blieben hübsch bey dem hebräischen, und darinnen hatten sie einigen Schein für sich. Da aber Hr. Hensel ihre Meynung auf alle Sprachen, und unter andern auch auf unsre deutsche ziehen will, und zwar in solchen Wörtern, von welchen es offenbar ist, daß sie nicht aus dem hebräischen abstammen, so verlieret dieser Satz, der gleichsam alles was er anrühret, in lauter Nachdruck verwandelt, vollends alle Glaubwürdigkeit. Laß es seyn, daß das hebräische Wort **חַיִּים**, ein Ding, welches hervor gebracht und mit mir genau verknüpft ist bedeute, s. d. 277. S. wobey man aber doch noch eine gute Gabe Räthsel zu errathen gebrauchet, wenn man sogleich an eine Schwester gedenken soll: wer ist uns Bürge dafür, daß nicht nur in dem lateinischen Worte soror, derjenige köstliche Begriff stecke, den wir bereits oben angeführet haben; sondern daß auch unser deutsches Wort Schwester, so wie uns Hr. Hensel versichert, eine Person, die mit uns auf eine sehr weiche, zärtliche, heftige, und freudige Art verbunden sey, vorstellig mache? Was deucht unsern Lesern, wenn man uns ein vollständiges Wörterbuch von allen Wörtern der deutschen Sprache auf gleichen Schlag lieferte, und die vermeyntlichen Begriffe, die ein jedes deutsches Wort in sich schließen soll, auswickelte, würden dadurch nicht schöne Kennzeichen, verschiedene Dinge von einander zu kennen und zu unterscheiden

den, ans Licht kommen? das beste würde seyn, daß man ein solches Buch als einen grammatischen Roman ansehen könnte. Denn sonst möchten die emphatischen Abbildungen, welche man der deutschen Sprache andichtete, ihr eben nicht zur Ehre gereichen.

Jedoch unser Verfasser kömmt von seinen Erdichtungen in dem andern Capitel dieses Abschnittes, wiederum auf wahre Dinge, da er von seiner sabelhaften Uebereinstimmung aller Sprachen, auf diejenige Gleichheit geräth, welche von der Abstammung einer Sprache von der andern herrühret. Dieselbe äußert sich nun theils in einzelnen Wörtern. Und da sind es freylich unleugbare und sonst schon ziemlich bekannte Wahrheiten, daß die morgenländischen Sprachen in ihren Wörtern viele Verwandtschaft besitzen. Daß man im Lateinischen manche Wörter antrefse, welche griechischer Ankunft sind; daß die Aehnlichkeit zwischen dem Letzten und dem Französischen noch weit größer sey, und daß endlich zwischen dem Deutschen und dem Holländischen eben diese Verhältniß statt finde. Wiewohl wir bemerken, daß bey einer solchen Ausführung, als wir erzählet haben, auch in diesem Puncte die Uebereinstimmung aller Sprachen, noch lange nicht zureichend erwiesen wird. Zehen Sprachen, denn so viel führet der Verfasser an, wollen bey weitem nicht zulangen, wenn man auf eine gültige Art einen allgemeinen Satz von den Sprachen abfassen und behaupten will. Ueberdem hat es nicht einmal mit der Uebereinstimmung dieser zeh'n Sprachen seine völlige Richtigkeit, oder wenigstens ist zwischen einigen kaum ein sehr geringer Schatten von einer Aehnlichkeit zu finden. Der Verfasser gesteht selbst auf der 310 S. daß es

eine vergebliche Arbeit seyn würde, in der hebräischen und griechischen Sprache durchgängig eine Gleichheit zu suchen. So gerne man also zwischen einzelnen und mehreren Sprachen eine ähnliche Gestalt zugeben wird: so unmöglich wird es seyn, selbige bey allen, ohne Ausnahme wahrzunehmen. Die Zeit, welche alles verändert, und nichts auf der Welt beständig in derjenigen Forme läßt, worinnen es anfänglich gebildet war, hat auch hier ihr Recht ausgeübet. Sollten gleich in den allerältesten Zeiten, sich zwischen allen Sprachen noch so viel Aehnlichkeiten gefunden haben: so haben sie sich doch heutiges Tages, bey den mehresten völlig verlohren. Sie sind dergestalt ins kleine gebracht worden, daß sie sich unserm Gesichte nunmehr völlig entzogen, und man also die Gedanken, eine Uebereinstimmung aller Sprachen auf der Welt, vermöge ihrer Abstammung, zu entdecken, sich sicher vergehen lassen kann. Wenigstens ist das, was der Verfasser von der ähnlichen Wortfügung der Sprachen in dem dritten und letzten Capitel dieses Abschnittes beybringt, noch unzulänglicher, eine allgemeine Sprachharmonie fest zusetzen, als was er von den Wörtern vorgebracht hat. Denn hier setzet er sich noch engere Gränzen als bey dem vorigen; indem er bloß auf die Wortfügung einiger morgenländischen Sprachen sieht, und ihren Sprachlehrern etliche von ihren bekanntesten Regeln abborget, welche er seinen Lesern wiederum sehr freygebig mittheilet.

Der letzte Abschnitt unsrer gegenwärtigen Schrift, führet den Titel einer philologischen Erdbeschreibung, weil der Verfasser darinnen gleichsam eine Reise durch die vier Welttheile anstellet, die mancherley Sprachen,

chen, welche in einem jedweden, so viel man weiß, üblich sind, namhaft machet, und von ihrem Character, ihrer Herkunft und andern Eigenschaften, allerhand Anmerkungen mittheilet. Hier kommen unstreitig viele gute und merkwürdige Sachen vor, welche diesem Abschnitte für den andern einen Vorzug geben. Bey Gelegenheit unserer deutschen Muttersprache erzählet Hr. Hensel, daß er ihre Uebereinstimmung mit der hebräischen ehemals in einer besondern Abhandlung ausgeführt habe. Vielleicht reden wir zu einer andern Zeit von derselben etwas weltläufiger, da wir aus dem Auszuge, welcher hier eingerückt ist, wahrnehmen, daß dieselbe, in so ferne sich die Neumannischen Sätze nicht mit einmischen, gar gut gerathen sey. Er füget aniso auch eine Probe von einer harmonischen Sprachlehre zwischen der deutschen Sprache und der Persischen bey, wodurch die vielfältige Aehnlichkeit zwischen beyden, darüber sich vormals der große Sprachgelehrte, Bochart, schon sehr verwundert hat, erhellet. Daß auch noch viel mehrere Sprachen, mit unserer deutschen eine Menge von Wörtern gemein haben, wird von dem Verfasser klärllich dargethan. Morhof hat schon in seinem Unterrichte von der deutschen Sprache, eine Anzahl von solchen Wörtern gesammelt, die mit dem Griechischen fast gänzlich übereinkommen, denen aber Hr. Hensel bey nahe noch ein ganzes hundert hinzuthut. In der lateinischen Sprache hat schon Prasche, als er sein Onomasticon Grammatico-Latinum schrieb, über 800 solche Wörter entdeckt; da der Deutsche und der Lateiner eine Sache fast mit einerley Namen belegen. Andere haben mit der tartarischen, mit der ostfächsischen, mit den nordischen und runischen Sprachen

chen, wohin auch die isländische gehöret, ein gleiches versuchet, und sind die Proben davon bey unserm Verfasser zu lesen. Damit aber das Geschlechteregister der Sprachen desto mehr in die Augen falle, so hat Hr. Hensel den Vorschlag, welchen unser großer Leibniz schon gethan, daß man auf besondern Landcharten die Sprachen, welche in einem jedweden Reiche herrschen, bemerken sollte, ins Werk gerichtet. Man sieht nämlich die vier Welttheile auf vier Charten vorgestellt. Auf denselben ist erstlich die Herkunft der Völker von den Söhnen Noah, so viel uns die Geschichtskunde davon erzählet, durch dreyerley Farben sinnlich abgezeichnet. Ferner sind am Rande auf der Charte eines jedweden Welttheiles, die daselbst gebräuchlichen Alphabete gesetzt, und zur Probe, wie in einem jeden Lande die Sprache lautet, sind die verschiedenen Ränder mit etlichen Zeilen des Vaterunfers, in der dasigen Landesprache beschrieben, daß man also sogleich sehen kann, in was für Provinzen die Sprachen der Einwohner Verwandtschaft haben, und wo sie im Gegentheile von einander abgehen; imgleichen, ob sie sich weit oder nicht weit von einander entfernen. Der Fleiß und die Geschicklichkeit, womit der Herr Rector den Leibnizischen Entwurf ausgeführet, ist also allerdings zu loben, und wenn auch gleich diejenige Sprachenharmonie, worzu ihm des berühmten Neumanns Sätze Gelegenheit gegeben, keinen Beyfall finden sollte; oder wenn auch die philosophischen Leser durch seine Art zu denken und zu schließen, nicht sonderlich sollten erbauet werden: so wird dieses dennoch, nebst den eingestreuten guten Sachen, seiner Arbeit allemal einigen Werth verschaffen.

* * * * *

III.

FATALIS aVSTRIAE SOLIS eCLIPSIS
 VISA VIGESIMA OCTOBRIS In obitu Cae-
 saris CAROLI VI.

Die größte und letzte Finsterniß an
 den Durchlachtigsten östereichischen Kay-
 sers = Himmel gesehen, den 20 Octobr. in
 den betrubtesten Todtsfall Caroli VI. gezeigt,
 in dem hochwürdigem hoch = adelichen freyen
 Ritter = Stift zu Bruchsal, den 22 Dec.
 von R. P. Augustino Forster, Ord. Min.
 S. Franc. Conventual. Mit Erlaubnuß
 der Oberen 1741. in Fol. 7. Bogen.

Die Poesie der katholischen Geistlichen in Deutsch-
 land, hat schon seit langer Zeit, und zwar
 mit allem Rechte, in einem sehr schlechten Ansehen
 gestanden. Wir haben solches in diesen Beyträgen
 mehr als einmal bewiesen, und mit Exempeln bestä-
 tiget. Vorisko wollen wir unsern Lesern einen Be-
 weis mittheilen, daß sie es in der Redekunst nicht wei-
 ter bringen, als in der Poesie; und daß die schönen
 Wissenschaften wohl noch diese Stunde in dem alten
 Wüste liegen möchten: wenn sie auf den Beystand
 dieser Herren warten sollten, und wenn nicht die pro-
 testantische Religionsverwandten, weit kräftiger und
 eifriger an dem Flore der freyen Künste und des gu-
 ten

ten Geschmacks gearbeitet hätten. Wir reden nicht zu viel. Der Tod eines mächtigen Kaisers, eines Kaisers, mit welchem ein so mächtiges Haus eingeht, als das habspurgische gewesen, welches so viele Jahrhunderte hindurch so viele Königreiche, Fürstenthümer und Länder beherrscht hat, und fast allen seinen Nachbarn ein Schrecken gewesen ist; ja, eines Kaisers, dessen Tod solche wichtige Folgen nach sich ziehen muß, als die Erfahrung uns gewiesen: der hätte ja wohl einen Lobredner verdienet, welcher alle diese Umstände mit allem Prachte der Redekunst vorzutragen, und bey einer so großen Gelegenheit, sich auch als einen großen Redner zu zeigen, gewußt hätte. Allein so gut ist es Carl dem VI. nicht geworden. Es hat sich ein sehr elender bruchsalischer Fleschier an seine Lobrede gemacht; und wenn dieses zwar von einer strafbaren Berwegenheit des Redners zeuget, so ist es doch auch wahrlich dem Orden desselben keine Ehre, daß man keinen würdigern Lobredner ausgesuchet; oder, da man vielleicht keinen bessern ausfindig machen können, dennoch die Kühnheit gehabt hat, die Gruft eines so großen Monarchen durch den Druck einer so abgeschmackten Schrift zu beschimpfen und den Protestanten ein Gelächter zu erwecken. Unsere Leser sollen Richter seyn. Er hebt so an: „Non aliter „stupeo: quam qui Iouis ignibus ictus, viuit, et est „vitae nescius ipse suae. Mit anderst, als wie ein „von den schwirrenden Jovis Keul beblizter, und „seines in ihm ganz ertattert, still liegenden Lebens „unwissender Wandersmann, stehe ich auf diesen „Trauer tragenden Redner-Stuhl, rage, staune, er- „tattere Ja! gleich als die entfesselte und entgeister-

„te Bildnuß Promethei weis ich nit: ob ich den lal-
 „lenden Mund zum reden, oder aber das in beküm-
 „mertem Thränen = Wasser schon herum badende Aug-
 „zum weinen eröffnen und auffschliessen solle. Aller-
 „massen von einem hochwürdigen hochadelichen Frey-
 „en Ritter = Stifte allhier zu Bruchfall mir stahlen-
 „den Harpocrati ein so betrübtes Redner = Geschäft
 „ist aufgetragen worden; dessen Leid = fließende Ma-
 „terl auch die Wort safftige Lippen eines römischen
 „Bohl = redners Ciceronis aus dörren, und mit stum-
 „men Leid = Fesseln verrigeln und verschliessen wurde.“
 In dieser Schreibart erhält sich der R. P. Förster den
 ganzen Eingang durch, worauf er den Hauptsatz sei-
 ner Rede also vorträgt: „Und damit unsere betrübte
 „Augen diese erschröckliche Sonnenfinsternuß vollkom-
 „men erschen mögen, so werde ich zum unsterblichen
 „Ruhm des verstorbenen größten Kayser in dem er-
 „sten Theil zu sehen vorstellen: wie herrlich und glor-
 „reich diese schönste Sonn Carolus an dem großen
 „Reichs = und Welt = Himmel von Anno 1711. bis in
 „das unglückseligste 1740ste Jahr, geleuchtet habe.
 „In dem zweyten Theil aber zu unsrer billigsten Be-
 „trübnuß vorlegen: mit was vor Bestürzung und
 „vernünftiger Forcht aller getreuen Unterthanen diese
 „hell = leuchtende Sonn seye untergangen. Der An-
 „fang und Ende aller Dingen, der ewige große Gott,
 „welcher Sonn und Mond an den Saulen = loßge-
 „sprengten Himmels = Gewölb hat angezündet, er-
 „leuchte meinen in traurigen Finsternussen und Schat-
 „ten des Tods herum wandlenden Verstand, damit
 „ich ihnen A. A. vollkommen zu sehen vorstelle, die
 „größte und letzte Sonnenfinsternuß an dem Oesterrei-
 „chischen Kayser = Himmel.

Wiel.

Vielleicht werden unsere Leser gern wissen wollen, was unser Pater denn mit der Sonnenfinsterniß haben wolle, und wie er darauf komme, Carls des sechsten Tod, mit dieser Himmelsbegebenheit zu vergleichen. Allein, sie müssen wissen: daß er sich zum Texte den Spruch erwählet hat: *Hora sexta tenebrae factae sunt in vniuersam terram, et obscuratus est sol.* Um die sechste Stund ward ein Finsternus über die ganze Erden, und die Sonn hat ihren Glanz verloren. Auf die Erwählung dieses Spruches hat ihn unfehlbar das glücklich ausgesundene Chronostichon auf dem Titel gebracht. Denn eine Lobrede ohne diesen Zierrath möchte vielleicht einem bruchsalichen Cicero ein sehr unscheinbares Ding zu seyn bedünken: und wir müssen ihm wohl noch Dank wissen, daß er nicht noch was ärgers aus dem Tode des Kaisers hat machen wollen; denn einer solchen Einbildungskraft kann man alles zutrauen. Nunmehr wollen wir zeigen, wie er seinen vorgenommenen Satz abhandelt. Es heißt: „Wenn die „Stralen-prächtige Sonn ihren kohl-schwarzen „Nachtzeug in dem sauren Meerwasser, (wir möchten wissen in welchem Meere dieß zu haben ist), „sauber hat abgewaschen und von ihrem nassen Wasser-Beth aufstehend, mit ihren Gold-spielenden „Stralen, da die hohe Elß-graue Häupter der „Schnee bestockten Berge, dort die beblümete Felder „Alcioni, hier die Schlösser eines reich begüterten „Erösi und da die verächtliche Stroh-hütten eines „nothleidenden Codri, verguldet: pflegt die ganze, vom „tieffen Trauer-Schlaff vorhero eingeschnarchte Natur freudig zu erwachen, frohlockende Lebens-Gei-
 „ster

„ster einzuschnauffen. Und da Carolus der Sechste,
 „diese Oesterreichische Sonn aus dem durchlauchtig-
 „sten kaiserlichen Ehebeth Leopoldi I. und Eleonora
 „Theresia von Neuburg, Anno 1685. den 1 Octobr. ist
 „vorgegangen, wurde die ganze Teutsche Welt mit
 „so freudigem Jubel = Geschrey erfüllet, je kennst-
 „chere Zeichen an dieser neu aufgehenden Sonn her-
 „vorleuchteten, daß das Römische Reich an diesen
 „Kaiserlichen Prinzen in der Sanftmuth einen Da-
 „vid, in der Weißheit einen Salomon, in der Tap-
 „ferkeit einen Jonathan, in der Frömmigkeit einen
 „Ezechiam einstens werde zu verehren haben.“ Er
 sagt, „daß, weil die göttliche Verhängnus, die glor-
 „reichste Kaisers = Comödie, welche sie schon Anno
 „1273. in Rudolpho I. zu spielen angefangen, in die-
 „sem 1740sten Jahre beschließen wollen, sie in Caro-
 „lo gleichsam, als im letzten Epilogo, die Herrlichkeit
 „und Glory aller vorhergegangenen Kayser lebendig
 „exhibiren und vorstellen wollen. Seine auf schwa-
 „che Kinder = Schuhen noch herumlaufende Jugend,
 schreibt er, „hatte schon solche mannliche Kenn = Zei-
 „chen von sich blicken lassen, daß man leicht ermessen
 „konnte, es würde mit der Zeit aus ihn ein Uclas werden.

Doch wir wollen anfangen, unsern Redner als
 einen Redner zu betrachten, und seine Wohlredenheit
 stückweise anzeigen und bewundern. In Erzählun-
 gen hat er es so weit gebracht, daß er hoffentlich über
 allen Neid weit weg seyn wird. „Als mit anwach-
 „senden Jahren diese hell = leuchtende Sonn an den
 „österreichischen Himmel nit länger wollte stehen blei-
 „ben, sondern gleichwie die Sonn an Firmament sine
 „errore celerrimus Meer und Erden überlauffend,

„an den Spanischen Horizont sich sehen ließ; hatte
 „der Pulver rufzige Rauch deren feindlichen Carthau-
 „nen, der auffwirblende Dampff deren Französchen
 „Stücken, und der von feindlichen Soldaten aufge-
 „wühlte Staub, die Spanische Königs = Kron also
 „verdunkelet, daß sie kaum einen oder den andern
 „günstigen Liebes = Blick auff ihren rechtmäßigen Kö-
 „nig Carolum könnte fallen lassen, und hatte ja da-
 „zumalen der Französische Haan den spanischen Kö-
 „nigs = Thron mit seinen stark = riechenden Lilien, also
 „dick bestreuet, daß das Desterreichische Lerchlein fast
 „unmöglich auf denselbigem nisten könnte. Aber da
 „Carolus, diese Sonn, mit grösseren Waffen-
 „Swalt auffgieng und erscheinete, liessen die stolzen Li-
 „lien ihre vorhero hochaufgereeckte Häupter also sinken,
 „daß sie 1704. auf den Schellenberg, zu Hochstädt,
 „zu Gibraltar 1705. 2c. fast verwelket waren, und
 „brennte unsre Desterreichische Sonn den Herzogen
 „von Anjou mit ihren Strahlen vermassen auf den
 „flüchtigen Buckel, daß er Madrit, seine Residenz
 „1710. mit überwundnem Rücken anschauen mußte.“
 Von dem Siege über die Türken, redet er so:
 „Wem ist unbewußt, mit was erstaunlichem Swalt
 „unsere glücklich siegende Sonn dem wieder sie rebel-
 „lisch auffstehenden Mond, die blasse Hörner gestu-
 „het! die grimmig anlauffende Türken = Hund nie
 „nur in ihre Hölen und Löcher, sondern in den durch-
 „löcherten Charontischen Nachen eingesprengt habe?
 „Anno 1716. wurden die Peterwardeinischen Felder
 „mit den Blut 30000. erschlagener Türken bepür-
 „puret und bluchroth gewürket: welchen der Savon-
 „nische Josue, sage, der in seinen Thaten annoch le-
 „bende

„bende Feld- und Welt-Held Eugenius, die Mond-
 „süchtige Köpfe, sammt deren umwundenen Turban,
 „hat abgeworfen, und sie gelehrt hat, wie sie hin-
 „führo zum Dienst des Kayfers ihre eiserne Brocken
 „wieder die Feind ausspeyen, und mit eisernen Nach-
 „druck und schweren Accent, gut Deutsch mit denen
 „Muselmännern sprechen sollen.“ Wie weit er es
 in edlen rednerischen Beschreibungen gebracht, wollen wir
 gleich sehen. „Gesehen und erkennet hat der wohl-
 „sehende Prophet und beherzte Löwen-Würger Da-
 „vid, daß unter den dicken schwarzen Nacht-Mantel,
 „die wilde Thier, als brüllende Löwen, groß braßige
 „Bären, wild schnaubende Eber, Raub-begierige
 „Wölff, stillschleichende Füchs, sammt andern licht-
 „scheuenden Ungeziefer, sowohl zum Schaden als
 „Schrecken, in Feldern solang herum irren, bis daß
 „die flammen-schaumende Sonnen Pferd in den flu-
 „tigen Meer-Wasser, sich abgeschwömmet haben.

Wir wollten unsern Lesern gern auch eine Probe
 von seiner Art zu beweisen geben: allein wir suchen
 vergeblich darnach. Er muß wohl versichert gewesen
 seyn, daß seine Zuhörer ihm schon alles auf sein
 Wort glauben würden: und diesen Umstand möchten
 ihm auch wohl viele von unsern Rednern misgönnen,
 die gleichfalls den Beweisen herzlich gram sind. Je-
 doch wollen wir anstatt dessen sehen, wie künstlich er
 die Gleichnisse herum zu bringen weis. „Je größere
 „Freud jenes evangelische Weib gehabt, da sie ihren
 „Groschen wieder gefunden, je größere Thränen-
 „Bäch hat so wohl die Wittib, als wir Vaterlose
 „Kayfers-Kinder, wegen diesen unwiederbringlichen
 „Verlurst, auszuschütten. Die römisch-catholische
 „Kir

„Kirchen-Mutter, hat in den durchleuchtigsten Hauß
 „Oesterreich, Carolum den sechsten, diesen letzten und
 „besten Kayfers Groschen verloren, accendit lucer-
 „nam, sie und alle catholische Kirchen-Kinder, zün-
 „den nit nur ein, sondern viele hundert, ja tausend
 „Todten = Kerzen an, o Trauervolles Unglück! ac-
 „cendit lucernam, viel tausend Lichter sind schon ab-
 „gebrunnen, und haben ihre wächserne Thränen häu-
 „sig vergossen, euerit totum domum, das ganze
 „Hauß Oesterreich ist also unglücklich ausgekehret,
 „daß wir keinen Carolum, ja keinen kaiserlichen
 „mannlichen Erben in selbigen mehr finden werden.

Wir wenden uns nunmehr zu den Figuren, und
 es wird uns nicht schwer fallen, zu zeigen, daß der
 R. P. Forster sie auf eine besondere Art in seiner Ge-
 walt habe. Die Supensio wird man nicht leicht schöner
 antreffen. „Sagen sollte ich, und auf öffentlicher
 „Kanzel vorstellen, was uns nit ohne Erschüttlung
 „des redlich-deutschen Herzens, das Trauer-tiefen-
 „de Post-Horn hat angeblasen, daß nemblichen
 „Gloria Ierusalem, die Glory des römisch-catholi-
 „schen Jerusalems, Laetitia Israel, die größte Freud
 „des Teutschen Geschlechts, Honorificentia populi,
 „die Ehre vieler Völker, Gloria Libani, die letzte
 „mannliche Hoffnung des Oesterreichischen Libanons,
 „Decor Carmeli et Saron, die höchststehende schön-
 „ste Sonn des H. R. Reichs in dem weinenden Wien;
 „und Wienerischen Thränen-Meer untergangen seye,
 „und daß Carolus, ach! theurer Carole! daß Caro-
 „lus, ach! werde ichs wohl ohne Aufguß der ab-
 „strublenden Thränen sagen können? daß Carolus,
 „würgende Seuffzer! ach! würget doch nit länger
 „mei-

„meine glühende Wort, und laßt mich endlich hervor-
 „sallen: Das Carolus der sechste und letzte Oester-
 „reichische Kayser seinen großen Lebens-Geist ausge-
 „athmet habe.

Von der Apostrophe wollen wir folgendes Exem-
 pel geben: „So ware dir tyrannisches Jahr (näm-
 lich das 1740) „dann nit genug, daß du mit deiner
 „rauchen wildschytzischen Kält, unsere Leiber biß in
 „den ausgehenden Majum erfrört hast, sondern willst
 „auch wegen den frühzeitigen Tod Caroll, noch in dem
 „späten October uns das Mark in Belnern, mit Forcht
 „erkälten und vereiszapfen?

Und hier ist eine unvergleichliche Hyperbole: „Da
 „ich erblicke, daß der betrübtte kaiserliche Soldat, nit
 „so wohl das Gewehr, als das Herz im Leibe umge-
 „kehret hat.

Von der Figur der Exclamation aber finden wir
 hier ein allerliebstes Beyspiel: „Aber o wohl eisernes,
 „ja von Diamant und Stahl gegossenes Schicksahl!

Diese Meditation kömmt uns auch schon vor:
 „Da der allgemeine Menschendieb bey der Nacht
 „(denn bey Tage hätte er sich dessen nicht unterstehen
 „sollen:) in das Haus Oesterreich eingebrochen und
 „uns einen Schatz entraubet, den wir mit vielen tau-
 „send Leben gern wieder einhandeln wollten.

Damit wir nicht zu weitläufig werden, so wollen
 wir uns nunmehr zu der Stärke unsers Redners in
 Beywörtern und in Erfindung neudeutscher Redensar-
 ten wenden. Wir hoffen damit denen vielleicht ei-
 nen Dienst zu thun, die ungeachtet ihrer Geschicklich-
 keit, die sie zur reinen deutschen Schreibart besitzen, in
 allen Nasenstübern ein Vergnügen suchen, die sie dem

Bödcker geben können. Sie werden es nicht übel
 nehmen, daß man sie mit dem R. P. Förster in eine Reihe
 stellet: denn seine Redensarten, werden ihnen gefallen,
 weil es Schnitzer sind. Wir können mit folgendem
 Borrathe aufwarten: „Ein beblister Wandersmann.
 „Eine entseelte und entgeisterte Bildnus. Ein staß-
 „lender Harpokrat. Eine leidfließende Materie. Ei-
 „ne wortfästige Wohlredenheit. Glurende Wort. Ei-
 „ne männliche Säulen. Den verhofften Herbst durch
 „den schädlichsten Reiffen abbrennen. Bittere Thrä-
 „nen einherbsten. Hungrige Grausamkeit und grau-
 „samer Hunger. Der Forchtzitternde Arm des er-
 „tätterten Officiers. Das Säulenlos gesprengte Him-
 „melsgewölb. Der schwerlastige Reichshimmel.
 „Der spanische Horizont war viel zu klein, diese hell-
 „scheinende grosse Sonne zu fassen, welche allein an
 „dem weitschüchtigen grossen Reichs-Himmel stehen
 „und leuchten sollte. Wann die stockblinde Finsternusse
 „die schlafende Erd bedecken, und die Kohlschwarze
 „Nacht den stillliegenden Erden-Leib mit ihren schwar-
 „zen Windeln hat eingefätschet. Die wildmuffende
 „Hölen der Thiere. Der billig ergrimmete kaiserliche
 „Abler hat die fast unüberwindliche Bestung Belgrad
 „also scharpf betonnert, daß seine halsstarrige Thor
 „von den kaiserlichen Sonnenstrahlen aufgesprengt
 „worden. Die hundertjährigen Eichen werden von
 „dem faussenden Aeolo und seinen aufgesackten Win-
 „den entblättert und abgeästet. Die wassersüchtige
 „Neptuni-Kinder, sage, die aufwallende Meerwellen.
 „Weber die wildbrausende Sturmwind konnten sein
 „Riesenartiges Gemüth niederwerfen, noch die lieblich
 „wehende Favonii seine gleichstehende Standhaftig-
 keit

„kelt aufblähen. Die Sonne begeistert und belebet
 „die von schlechter Hans-Arbeit zusammengepappte
 „Bildnus Promethei mit etlichen entraubten Feuer=
 „Funcken. Ein schmahender Schwerd-Streich. Wenn
 „die Sonne an den durchsichtigen gewebten Wolcken=
 „Deck mit ihren leuchtenden Strahlen-Glanz den weit
 „ausgeklafferten Erdekreis bezündet, und die am auß=
 „ersten Welt-Winkel gesetzte Markstein beleuchtet. Al=
 „les was in Bosnien und Sclavonien von dem sau=
 „beren Saustrom sauber wird abgewaschen. Der
 „unbarmhertzige October, dieser grausame Kayfers=
 „mörder, hat den Sinnspruch Austria Erit In Orbe
 „Ultima, ganz anders verdolmetschet, und gesagt Au=
 „stria Erit In Octobre Vidua. Dem rachsuchenden
 „Mars in die Zorn-zitternde Hand gerathen. Die
 „bumsende Trommel. Der flankende Pallasch. Der
 „großschnauzige Grenadier. Ein bleherner Plakre=
 „gen von Rohr- und Pistolenkugeln.

Zuletzt hoffen wir unsern Lesern noch eine Freude
 mit der herrlichen Grabstatt zu machen, die unser
 Redner auf folgende Weise beschreibet: „Auf denen
 „hochaufgesprengten und mit sinnreichsten Gemälden
 „Sympolis und Inscriptionibus behenkten Bögen stehet
 „der weinende Genius der vor Leid ertatterten und
 „stillschelgenden Famæ mit dieser seinem Schild ange=
 „maßten Schrifte: Inuictissimo Imperatori Caro=
 „lo VI. Unter diesen Bögen und unter vielen fast
 „unzählbaren mit ihren weissen abfließenden Thränen
 „deinen Tod o Carole! beweïnenden grossen Kerzen,
 „Tartschen und Fackeln, rastet deine mit den kaiserli=
 „chen und königlichen Kronen, wie auch andern Reichs=
 „Kleinodien gezieret und mit Silber und Sammet

„kostbar gekleideter Todten = Sarg, welcher mit jener
 „traurigen Majestät allen Ansehenden eine schautern-
 „de Reverenz, und stillschweigendes Mitleiden hatte
 „bengebracht. Und diewellen, wie du doch wohl ver-
 „dienet hättest, der Brauch ist abgestorben, Egypti-
 „sche Pyramiden mit grossen Kosten aufzuthürnen, ste-
 „hen an denen vier Selten dieser Grabstätt vier hohe
 „Zierbemahlte Pyramiden, welche, damit sie desto herr-
 „licher seyn möchten, die so hochadliche als hochgelehr-
 „te Feder desjenigen mit chronographischen Jahrschrif-
 „ten hat bezeichnet, von dessen glorreichen Vor-Eltern
 „einer, von Ruperto den Grossen Kayser schon 1410.
 „als Executor seines Testaments gnädigst ist ern-
 „net, und sein im rothen Schild samt schwarzen Ring
 „im weissen Feld bestehendes hochadliches Signet
 „benzudrucken ist befehliget worden. Würde meiner
 „untüchtigen Federn deinen Todten = Sarg zum Be-
 „schluß meiner Trauer = Red eine kurze Grabschriefft
 „benzuseßen erlaubet seyn, so schreibte ich mehrer mit
 „weissen Zähern als schwarzer Dinten nebst diesem
 „einzigem Chronologico :

hIc qViesCit Caesar CaroLvS VI sVCCIa
 arbor sIne raMIs VIrILlVs.

Zu unterst an deine Grabschriefft dieses einziige Hexam.

Hic iacet Austriacæ Carolus spes vltima stirpis
 Masculæ :

zu deutsch also lautend :

„Hier liegt der letzte Ast vom Stammbaum Desterreich,
 „Und deine größte Sonn, geheiligtes römisches Reich,
 „Der große Kayser Carl. Der ohne Mannes = Erben
 „Zu unserm grösten Leid frühzeitig mußte sterben.

Steh

„Steh Teutscher Wandersmann still bey des Kayfers
Grab:

„Und wasch dasselbige mit deinen Thränen ab.

„Wünsche aus Teutscher Brust: daß ihm Gott wolle
geben

„Die süsse Himmels-Ruh, das ruhig ewig Leben.

„Das bitten dich o Gott! wir alle hier zusammen

„Durch deinen liebsten Sohn, durch Jesum Christum
Amen!

Und also hätten wir auch des R. P. Forster Geschicklichkeit in der Poesie gezeigt; hoffen aber daß ihm selbige so wenig jemand misgönnen, als sich einen dergleichen Lobredner wünschen wird. Jedoch wo sollen die grossen Redner herkommen, so lange es den grossen Herren einerley ist, von wem, und wie sie gelobet werden?

IV.

Simon, oder Mißbrauch des Reichthums auf öffentlichem Schauplätze zu Thoren in Preußen vorgestellt, 1671. Gedruckt daselbst von Johann Cöpselio.

Da diese Comödie auf gewisse Masse ein Original-Stück, und doch wenig bekannt ist: so wird es nicht überflüssig seyn, einige Nachricht davon zu geben. Wenn fünf Aufzüge mit gewissen Auftritten eine Comödie ausmachen; so verdient unser Simon allerdings diesen Namen: wer aber mehr begehrt, und auf eine innerliche Einrichtung nach Regeln dringt, der wird freylich durch sein logikallsches Nachtwort: cui

non competit definitio, illi neque competit definitum, diesen Timon um die Ehre bringen wollen, länger eine Comödie zu heißen. Doch der Verfasser, M. Samuel Schellwig, ein ehemaliger Professor zu Thorn, nachmahliger D. Theol. und Rector zu Danzig, scheint es selbst gewußt zu haben, daß ihm die Nachwelt niemals wegen einer gar zu slavischen Beobachtung der theatralischen Regeln zur Rede setzen werde. Dieses zu beweisen, will ich seine kurze Ansprache an den Leser hersetzen:

„Hier empfängt der geneigte Leser, was inner wenig Tagen, aus des Lucians Erzählung, sich gleichsam selbst in die Gestalt eines Schauspiels eingekleidet. Der Anfang und das Ende solcher Geschichte, sammt vielen Umständen sind also darzu geachtet, daß mehr auf die Sache, von welcher man sich zu reden vorgenommen, als auf die harten Gesetze der alten Spillehrer gesehen worden. Unser Schauplatz war durch einen Vorhang unterschieden, daß man, nach Gelegenheit der abgewechselten Begebungen, bald im äußern, bald im innern Theile geschäftig seyn konnte. Mehr ist unnöthig zu erinnern. Der geneigte Leser gehabe sich wohl, und vergönne, daß bey unsern Amtsverrichtungen, sich Scherz und Ernst verbrüdern! mögen.

Es ist alles recht im Ernste wahr, was in dieser Anmerkung steht: nämlich 1) daß diese Comödie etwas sey, welches sich innerhalb wenig Tagen aus des Lucians Erzählung gleichsam selbst in die Gestalt eines Schauspiels eingekleidet. Gleichsam selbst etc. Hierdurch versteht er so viel, daß der vierte und fünfte Actus, bis auf die lustigen

lustigen Zwischenspiele und bis auf die Verse, welche die Armuth, die Arbeit, die Mäßigkeit, die Stärke, die Vernunft und die Gesundheit in dem vierten Aufzuge herzusagen wissen, fast ganz aus des Lucians Timon, oder Menschenfeinde, übersezt sey. Was Mercurius und Plutus bey dem Lucian griechisch reden, sagen sie in diesem Schauspiel deutsch. Kurz, diese ganze Geschichte des Lucians, wie Timon auf sein stolzes Gebeth an den Jupiter wieder reich wird, nachdem er sich durch seine unbändige Freygebilgkeit und die Menge seiner Schmarußer um sein Vermögen gebracht, hat dem Verfasser die beyden letzten Aufzüge machen helfen.

Er hat also mit Recht gesagt, daß sich dieses Werk gleichsam selbst in die Gestalt eines Schauspiels eingekleidet habe.

In wenig Tagen &c. Weil die ganze Erfindung in dem Lucian steht, und der Verfasser fast gar keine neuen Charactere gewählt hat: so sehe ich nicht, warum man nicht glauben wollte, daß er in wenig Tagen mit seiner Comödie fertig geworden seyn sollte. Wer gut griechisch versteht, oder eine gute lateinische Uebersetzung des Lucians besitzt, der kann den Timon in einem Nachmittage nach Art des Herrn Professors, deutsch geben. Alle die listigen Complimente, welche die listigen Schmarußer dem wiederum reich gewordenen Timon machen; alle die Abfertigungen, welche er diesen Vögeln giebt, und welche bis auf das Prügeln in der That sinnreich sind, stehen von Worte zu Worte in dem Griechischen.

2) Der Anfang und das Ende &c.

Auch in diesen Worten steht keines vergebens. Wir wollen ihre Begriffe aus einander sehen. Der Anfang und das Ende, sammt vielen Umständen sind erdichtet, dieses heißt, sie stehen nicht in dem Lucian. Der Anfang ꝛc. In dem ersten Aufzuge ist Timon arm und wird reich: weil sein Anverwandter, Drimylus, mit Weib und Kind auf dem Meere umkömmt, und Timon seine Güter erbt. Ehe sich dieser Glücksfall zuträgt, hat unser Timon einen Traum, den er seiner Frau der Phillina erzählt, und eben dieser Traum trifft auch recht haarklein zu. Ferner kommen in diesem Aufzuge zweene Philosophen zum Vorscheine, einer aus der cynischen Schule, Dnestikritus, und einer aus der stoischen, Thrasifles; von welchen sich der erste mit der Phillina und dem Timon wegen der Unnöthigkeit des Reichthums ziemlich herum zanket. Der andere thut nichts, als daß er zuweilen philosophisch thun will, und etliche stoische Sprüchelchen herberhet. Uebrigens hat er die Gabe, auf Timons Unkosten gerne zu essen und zu trinken. Er achtet das Geld nicht; dem ungeachtet bittet er um ein gutes Bothenlohn, als er dem Timon, nebst einem Seefahrer, die reiche Erbschafft seines Veters hinterbringt. Denn spricht er in dem vierten Auftritte, wiewohl ich von diesen bin, die Gold und Goldeswerth nichts achten, so kann ich doch etwas für meine Freunde annehmen. Eben dieser Thrasifles ist in Lucians Gespräche als ein Schmaruzer characterisirt.!

Das Ende des ersten Aufzuges, zieret Kurfulio, ein lustiger Kauz. Er trägt einen Krug unter dem Arme, denn er oft drückt und küßt. Hieraus kann man

man leicht errathen, was er in einer Rede von drey Seiten vorbringen wird, worinn er unter andern über den Tod seines wackern Vaters klagt, der ihn so wohl erzogen, daß er nun mit Gott und Ehren das Seinige verzehren könnte. Man kann in keiner Schenke besser philosophieren, als Kurfullo thut. Er mag selber von seines Vaters Ende reden: „Da ihm die Mutter etwas von den eliseischen Feldern vorpredigte, hörte er im Schläse so sanfte zu, als hätte er sagen wollen: Ela, wären wir da, da die Engel mit Kannen läuten; da die Häuser von Rindfleisch gebauet, mit Kuchen bedecket, mit Butter gemauert, da die Zäune mit Bratwürsten zusammen geflochten sind; da die Schinken an statt der Fledermäuse herumfliegen.

Vielleicht ist dieses die Erklärung der Regel, welche Boileau den Comödienschreibern giebt:

Il faut que ses Acteurs badinent noblement.

Der zweynte Aufzug heißt der verschwenderische Simon.

Simon verthut durch den Beystand der Schmaruzer und Maulfreunde, welche bey dem Lucian genennet werden, sein Vermögen in wenig Wochen. Er nimmt vier Bediente an, läset sich Ihre Gnaden schelten, und an statt Simon, manierlich Simonius heißen. In dem dritten Auftritte vergöttern ihn seine Schmeichler mit Lobsprüchen. In dem vierten Auftritte kommen die Schergen, und haben Simons Herrn Better, den Demeas, Schulden wegen bey dem Kopfe genommen. Für diesen bezahlet Simon gleich 24000 Thl. weil er verspricht, ihn dafür höher als die Götter zu achten. In dem fünften Auftritte hält Thesprio, Simons Hausvoigt, *solus cum solo*

eine Straßpredigt, über seines Herrn Verschwendung, und sagt: wenn es so fortginge, würde das Persische Kaiserthum, vielleicht hat er Königreich sagen wollen; zuletzt zu wenig seyn.

Bey Gelegenheit erwähnt er, daß sein Herr sich so wenig in den Krieg schicke, wie der Esel zum Lautenschlagen. Endlich klaget er, daß ihm seines Herren Frau, als er Geld von ihr verlangt, den Pelz grausam gewaschen, und die Augen wie eine Meerkrake verdrehet hätte, wenn sie von der Stange wollte. Was das ärgste ist: so wäre sie ihm wohl in die Peruke gefahren, wenn er sich nicht aus dem Staube gemacht hätte. In der sechsten Scene zankt sich dieser Hausvoigt mit zween Schmaruzern, und sagt endlich, sie sollten anstatt zu seinem Herrn, an den Dorfgalgen gehen, so würden ihnen keine Ziegel auf den Kopf fallen. Die achte Scene macht Herr Kurkulio wieder ansehnlich, indem er dem Thesprio sein Geschlechtsregister entdecken soll. In der neunten zanken sich Phillinna und Timon recht vertraut, wer am meisten schuld habe, daß das Geld schon alle sey. Sie wirft ihm nicht undeutlich das Huren vor, und er erinnert sich, daß er den Gnatonides bey ihr in der innern Kammer angetroffen. O, spricht sie, ihr könnt ihm doch nichts böses nachsagen, er hat mir den neuen Rock in die Falten legen müssen. Darauf heißen sie einander noch etlichemal Ehebrecher, blecken die Zähne, und Timon, ja Timon will nach seiner Phillinna schlagen: sie aber läuft davon, er ihr nach, und also haben beyde Ursache gehabt die Bühne zu verlassen, und den zweyten Aufzug zu beschließen.

Der dritte Aufzug stellt den verarmten Simon vor. Simon stellt in dem ersten Auftritte, einige barmherzige Betrachtungen über seine Armuth an, und weil ihn die Noth schon halb unsinnig gemacht haben mag: so kann mans ihm wohl vergeben, daß er mit sich eine ziemliche Weile alleine redet. Phylinna mit einer Hand voll Auszüge, und ein Scherge der den Hrn. Simon den andern Morgen um die erste Stunde zu dem Stadtvoigt fodert, machen den zweyten Austritt aus. Dann nehmen die vier Bedienten und Kurfulio in dem dritten Auftritte Abschied, und berathschlagen sich, wem sie nunmehr dienen wollen. Man kann leicht denken, daß diese fünf Leute mehr als einen Einfall anbringen. Der fünfte Austritt ist einer von den besten. Denn Simon fraget durch Hülfe der Zauberinn Melissa, den Geist des Eresias, von zukünftigen Sachen um Rath, und bekömmt die Antwort:

Je mehr dir jetzt gebricht, je mehr wirst du bekommen.
Je mehr du überkommst, je mehr wird dir genommen.

Man kann den ganzen Zauberproceß aus diesem einzigen Auftritte lernen, und Melissa plaudert in ziemlich heroischen Versen, und thut wie eine Hexe aus dem vorigen Jahrhunderte. Doch was ist einer Zauberinn unmöglich? In den übrigen vier Auftritten sucht Simon bey seinen ehemaligen Freunden Hülfe, und geht zu jedem ins Haus. Diese weisen ihn alle spöttisch ab, und kennen ihn nicht mehr. Und eben diese Auftritte lassen sich wohl lesen. Endlich hält der arme Simon seine Klagrede an den Jupiter, und beschließt den dritten Aufzug.

Dieses sind also die Umstände, welche der Verfasser zu des Lucianus Erzählung erdichtet hat. Doch muß

muß man auch noch merken, daß er zu Ende dieses Spiels, den Timon, der wieder reich geworden ist, durch einen Diebstahl um die Hälfte seines Vermögens kommen, und ihn auf dem Theater zu jedermänniglichem Vergnügen sich erheben läßt. Darauf kommt Kurlulio der lustige Spaßvogel, und hält dem entseelten Körper eine Standrede.

Nunmehr muß ich noch die Worte in der Vorrede rechtfertigen, daß der Verfasser mehr auf die Sache, als die harten Gesetze der alten Spiellehrer gesehen. Die Sache ist unstreitig diese gewesen, daß aus des Lucians Gespräche eine Comödie werden sollte, welche von 29 seiner Schüler könnte aufgeführt werden. Diese Absicht hat er richtig erhalten. Daß er nicht ängstlich auf die Gesetze der alten Spiellehrer gesehen, hat ebenfalls seine Richtigkeit. Ja man könnte gar behaupten, seine Regel, welcher er gefolgt, sey gewesen, keine in Acht zu nehmen. Deswegen mußte er so viel Personen in sein Spiel bringen, davon drey und vier immer einen Character haben.

Aus eben diesem Grunde hat er die Einheit des Orts und der Zeit nicht zu beobachten gebraucht. Denn was den Ort anbelanget: so ist der Schauplatz in dem ersten und zweyten Aufzuge, ohngefähr in Timons Hause. In dem dritten ist er in ganz Athen, denn Timon geht von Haus zu Haus bey seinen Freunden betteln. In dem vierten und fünften ist der Schauplatz in dem Felde, wo Timon gräbt, und seine Schmaruker nach der Reihe abprügelt. In Ansehung der Zeit kann das Stück sechs Wochen und auch ein Jahr dauern: man mag es nehmen wie man will. Wenigstens hat dieses in etlichen Tagen nicht geschehen können.

fönnen. Ob die Personen allezeit mit Ursache auf das Theater kommen, und mit Ursache wieder abgehen, das ist eine Frage, die sich in diesem Stücke schwer ausmachen läßt. Genug der Verfasser hat sich kein Bedenken gemacht, das Theater zuweilen leer zu lassen, weil damals des Boileau Regel:

Et les scenes toujours l'une à l'autre liées,
noch nicht bekannt gewesen.

Die Wahrheit zugestehen: so würde der Herr Verfasser eben sowohl als der selige Weise, eine rechte gute Comödie gemacht haben, wenn sie beyde nicht ihren Einfällen und der Menge ihrer Schüler; als vielmehr den Exempeln der alten Griechen und Römer gefolgt wären. Man muß indessen; wenn man nicht unbillig seyn will, einem Manne etwas vergeben, den sein Schicksal in nicht gar zu critische Zeiten gesetzt hat.

Es sollte sich allerdings aus dem Simon ein gutes deutsches Lustspiel aufsetzen lassen: und wir wünschen, daß es ein geschickter Kopf so redlich, als der Verfasser dieses Werks meynen; aber glücklicher, als er, ausführen mögen.



V.

Critische Untersuchung,

Wie weit sich ein Poet des gemeinen Wahnes
und der Sage bedienen könne?

Die Dichter haben sich jederzeit Mühe gegeben, den Dingen, welche entweder schon vor ihnen waren abgehandelt worden, oder die doch fast jedem bekannt gewesen, einen neuen Schwung zugeben. Diejenigen, welche eine bereicherte Phantasie, und einen behenden Wiß besessen, haben sich bestrebet, an den Dingen selbst neue Eigenschaften zu zeigen, welche vorher noch nicht bekannt gemacht worden, indem sie dieselben auf verschiedenen Seiten betrachten. Es ist auch außer allem Zweifel, daß das beste Mittel, seiner Materie ein neues Ansehen zu geben, kein andres sey, als seine Gegenstände immer unter veränderten Gesichtspuncten darzustellen. Wir wollen hier die Dichter mit den Malern vergleichen, um doch auch bey der ihm beliebten Methode zu bleiben. Man setze, Dürer soll einen Berg abschildern, dessen Bild schon andre Meister auch entworfen haben. Es ist glaublich, daß sein edler Ehrgeiz ihn anreizen werde, uns nicht bloß eine Copie, sondern ein neues Stücke zu liefern. Gleichwie uns der Berg anders erscheinen wird, wenn wir uns auf seiner Höhe befinden; anders, wenn wir ihn in einem Thale; anders, wenn wir ihn in der Nähe oder Ferne betrachten: wie er uns noch anders frühe bey der Morgenröthe, bey einem heitern Sonnenglanze, und bey einer dunklen Dämmerung erscheinen wird; so wird uns auch Dürers Geschicklichkeit

lichkeit ihn in so unterschiedenen Gestalten zeigen können; deren jede allemal eine neue Vorstellung von eben dem Berge seyn wird. So verhält es sich auch mit der Dichtkunst, und den Mitteln, seine Materie durch etwas Neues vor andern kennbar zu machen. Noch deutlicher wird es werden, wenn wir uns die Verschiedenheit der Begriffe unter einander vorstellen. Ein Begriff wird uns beynahe nicht mehr derselbe zu seyn scheinen, wenn er aus der Dunkelheit und der Verwirrung in Deutlichkeit und in Ordnung gebracht wird. So viel als Verbindungen und Verhältnisse von ihm mit andern Ideen nur möglich sind, in so viel neuen Gestalten wird ihn ein Dichter erblicken können. Eben aus diesem Grunde soll ein Poet sich fast von allen Künsten und Wissenschaften einige Kenntniß erworben haben. Der Herr Professor Gottsched macht daher einen lebhaften Wisz und einen hohen Grad der Scharfsinnigkeit zu wesentlichen Eigenschaften der Dichter: damit sie dadurch in den Stand gesetzt werden mögen, an einem jeden Dinge vielfältige und verborgene Aehnlichkeiten und Verhältnisse gegen andre wahrzunehmen. Und er hat nach dem Urtheile der Kenner, eine bessere Quelle des Neuen angewiesen, als andre, die aus einem verwirrten und finstern Erkenntnisse viele Bogen davon angefüllet, aber wenig gesaget, als daß sie auf dem andern Blatte wieder eingerissen, was sie auf dem erstern erbauet hatten. Ich kann nicht in Abrede seyn, man hat noch einige andere Brunnen übrig, aus welchen aber kein so reines Wasser, als aus den vorhinangegabenen, kann geschöpft werden. Die Dichter haben sich vermöge der poetischen Freyheit des gemeinen

Wahnes,

Wahnes, und der Sage bemächtiget. In den alten Zeiten durften dieselben nur den Beyfall des Pöbels und des größten Haufens haben: so wurde wenig darauf gesehen, ob sie möglich und wahrscheinlich, oder widersprechend und ungereimt wären. Es darf uns eben dieses so wunderbar nicht dünken: die Dichter arbeiteten damals nach eigenem Gutachten, und man hatte noch kein ordentliches Lehrgebäude poetischer Regeln. Homer und Virgil, zweene so große Schöpfer, haben sich bemeldeter Freyheit bedienet: unterweilen haben sie es mit Vernunft gethan, aber auch manchmal wider die Geseze der gesunden Poeterey verstößen. Die Kunstrichter, welche zur Critik einen durch die Philosophie aufgeheiterten Verstand gebraucht, haben ihre Fehler angemerket; allein sich doch nicht das Ansehen, und eine blinde Hochachtung gegen das Alterthum hintergehen lassen, ihre Flecken noch zu beschönigen, und Unvollkommenheiten für wirkliche Schönheiten zu achten. Der gründliche Scalliger hat jenes gethan, welcher ohne Zweifel an Einsicht in das innre Wesen der Dinge und den Zusammenhang der Wahrheiten, den Herrn Dacier und Perrault in Frankreich, weit hinter sich gelassen hat. In der critischen Dichtkunst des Hrn. Prof. Gottscheds, besonders in den Capiteln der Wahrscheinlichkeit, dem Wunderbaren, und dem Heldengedichte, und an andern Orten mehr, wird man dergleichen gründliche Erkenntnis ersehen können. Herr Breitinger hat in seiner critischen Dichtkunst von dem Gebrauche des Wahns und der Sage, auch etwas sagen wollen, und sie als herrliche Mittel, neu zu denken, angepriesen. Allein, wie in seinem ganzen Baue keine ordentliche Ver-

Verbindung der Theile anzutreffen ist, also wird man auch hier Uebereinstimmung und Ordnung vergebens suchen. Da ich Herrn Breitingern weiter nicht, als aus seinen Schriften kenne, so wird das, was ich hier schreibe, ein desto untrüglicheres Zeugniß der Wahrheit seyn, je mehr es mit dem Urtheile klügerer Leute einstimmig ist. Er hat seinen und seines Freundes critischen Grundsatz gern einmal in Uebung bringen wollen: „Ein Kunstrichter, welcher sich auf eine Höhe setzen will, zu welcher kein anderer aufklimmen könne, muß das, was andere gründliche Männer loben, verwegen und ungestraft tadeln und schelten können:“ und hat daher Regeln festgesetzt, welchen die Vernunft nicht gern Gehör geben wird. Um dieselbe in ihrer Blöße darzustellen, so wollen wir den Begriff des Wahnes, auf welchem der Begriff der Sage ruhet, richtig bestimmen, und ihn alsdann mit andern Regeln der Dichtkunst in Vergleichung bringen.

Wenn man den wahren Begriff des Wahnes erforschen will, so muß man seine Gedanken auf die Exempel richten, bey welchen wir dieses Wort gemeinlich in dem Munde haben. Die Philosophen sagen, diejenigen stünden in einem Wahne, welche die Cometen als furchtbare Wahrsager allgemeiner Landplagen ansähen:

Angurium laturus in orbem,
Præceps sanguineo delabitur igne cometes,
Prodigiale rubens. Non illum nauita tuto,
Non immune vident populi: Sed crine minaci
Nunciat aut ratibus ventos, aut vrbibus hostes.

Claudian.

Ich will dasjenige, was sie bey dem Gebrauche dieses Wortes im Sinne haben, auswickeln. Sie wol-

len andeuten, daß die Meynung von den Cometen an sich keinen Grund habe; welches daraus erhellet, weil sie es oftmals einen irrigen Bahn nennen, und daß dennoch Leute wären, welche sich denselben als die unfehlbarste Wahrheit in den Kopf setzten. Daher pflegen sie zu sagen: Dieser oder jener sey gar nicht davon abzubringen. Wir wollen aber noch mehrere darüber vernehmen. Gesezt, ein Deutscher von einem aufgeklärten Sinne verzweifelte, die unzählbare Menge des Schönen im Milton zu finden, welche die Scharfsichtigen in der Schweiz in ihm antreffen, und überredete sich wohl noch, daß der berührte Dichter fast keine Regel der ächten Dichtkunst unbeleidiget gelassen: so bin ich versichert, Herr Bodmer werde ihm in dem andern Theile vom Wunderbaren die eiligste Nachricht bringen, es habe ihn ein grundsalscher Bahn eingenommen. Denn da er und Herr Breitinger so viel Reizendes darinnen sehen, daß von dem heftigen Schimmer ihnen die Augen der Vernunft geblendet worden: so werden diejenigen, welche von ihnen abweichen, ganz unfehlbar verdächtig werden. So ist der Bahn einzelner Personen beschaffen, und wir können nunmehr auch die Natur eines gemeinen Wahnes kennen lernen. Es muß ein ganzes Volk, oder doch der größte Haufen, von einer Sache eine ungegründete Meynung haben; ihrer Stärke und Schwäche aber nicht einsehen, sondern sie in seinen Gedanken für eine ungezweifelte Wissenschaft halten: so wird diese Einbildung eines Volkes mit Recht die Benennung des Wahns bekommen. Die Beyspiele von demselben, aus den alten Zeiten, haben die angegebenen Kennzeichen vollkommen an sich. Von dieser Beschaffenheit ist der Bahn
der

der Völker, welche sich überredeten, daß über die Flüsse und Ströme gewisse Gottheiten, welche sie Nymphen nannten, geordnet wären, die ihnen aus ihren Krügen das nöthige Wasser zugössen. Opiß hat diesen albern Wahn in seiner Hercinie angebracht, allein zugleich in seiner ganzen Ausführung gewiesen: daß er alles dieses für weiter nichts, als für eine poetische Erdichtung wolle gehalten wissen. So überredeten sich die Heiden von dem Daseyn gewisser Hamadryaden, die mit den Bäumen zugleich wüchsen, und vollkommen würden; allein auch mit den Bäumen sich dem Untergange wieder näherten, und endlich mit ihnen stürben. Aus diesem Wahne entstand der andere, daß man gewisse Hayne und Wälder für heilig hielt, welche nicht verletzet oder beschädiget werden durften: vieler andrer Sagen, welche sich darauf gründen, vorigo nicht zu gedenken. Der Glaube der epikureischen Secte war nicht anders, als daß nämlich die menschliche Gestalt die schönste und vollkommenste sey; daß folglich die Gestalt der Götter ohngefähr der menschlichen gleichen müßte*: ob gleich ihr Leib nur quasi corpus, und ihr Blut nur quasi sanguis; oder nur ein ätherischer Leib, und ein ätherisches Blut seyn sollte, wie sich Herr Bodmer von den miltonischen Engeln zwar dunkler, aber desto gelehrter ausdrückt.

Ey, das ist schön

Der Teufel selbst kanns nicht verstehn!

Ich will auch noch eines Wahnes gedenken, der unter dem Pöbel heut zu Tage noch ganz gemein ist.

R 2

Meine

* A Natura habemus omnes omnium gentium nullam aliam speciem, nisi humanam. Quæ enim alia forma occurrit unquam aut vigilantibus unquam aut dormientibus. Cic. Lib. I. de Nat. Deor.

Meine Wärterinnen suchten ihn mir beyzubringen: wenn ich etwa vor dem Hause mit einer kleinen Stange nach der Luft stieß, so warnten sie mich recht andächtig: ich sollte bey Leibe nicht in die Höhe stoßen: ich könnte die lieben Engellein todtsstechen. Ich weis nicht, ob meine Leser solches werden verdauen können? ich ersuche sie aber, sich nicht an das vorgebrachte zu kehren, es gehört ins Reich der Möglichkeit. Es ist eben nicht widersprechend, daß nicht künftig ein neuer Milton ein Gedichte darauf bauen könnte, der einen andern B** zum Schutzherrn sände. Denn es ist kein Zweifel, daß es nicht mit eben so schönen Bildern könnte ausgeschmückt werden, als Milton mit dem Gefechte der Engel gethan hat; welche einander himmlische Berge auf die Köpfe geworfen, und aus ätherischen Canonen auf einander gefeuert haben. Und was würde mir nicht für Ehre daraus erwachsen! Doch ich stelle dieses dem Schicksale künftiger Zeiten anheim, und schliesse nur aus dem vorhergehenden: der Wahn sey eine ungewisse Erkenntniß von einem Dinge, die aber doch von seinem Besitzer für gewiß und untrüglich gehalten wird. Wir erkennen leicht, wie weit er von der Meynung unterschieden sey: Bey einer Meynung läßt man es dahin gestellt seyn, ob sie wahr oder irrig sey; welches sich bey dem Wahne ganz anders verhält.

Die Quellen des Wahnes können unterschieden seyn. Wir wissen aus der Sittenlehre, daß unsre ganze Erkenntniß ihren Ursprung von den Sinnen nehme. Die Erfahrung lehret, wie leicht es geschehen sey, daß der Gegenstand, welcher unsre Sinnen berühren soll, zu weit von ihnen abstehe, daß sich entweder ein ganz undeutliches Bild von ihnen in der Seele

abdrücket; oder gar von einem allzueiffertigen Urtheile ein Irrthum gebohren wird. Die Einbildungskraft setzt Bilder und Begriffe zusammen, welche sich nicht auf einander reimen, es geschehe nun von uns oder von andern. Der Verstand ist bey den meisten zu träge und sorglos, sie recht zu untersuchen, ob sie mit den Regeln der Vernunft und Wahrheit in freundlicher Verbindung stehen. Man kann sich derowegen aus einer genauen Aufmerksamkeit und Betrachtung dessen, was in der menschlichen Seele vorgeht, gewiß versichern: daß jeder Wahn entweder von dem Betrüge der Sinnen oder der Phantasie, als von welcher auch die Erdichtungen und Allegorien gezeuget werden, oder aus einer leichtgläubigen Sorglosigkeit des Verstandes herfließe. Ein Exempel von der ersten Art, giebt mir der Wahn, daß der Himmel vom Atlas getragen werde: von den andern Quellen ist ohnstreitig, nach dem Urtheile der größten Kunstrichter alter und neuer Zeiten, die ganze heidnische Theologie hergeleitet worden. Die ersten Jahrhunderte waren eben nicht zu einem philosophischen Nachgrübeln aufgelegt; sie blieben bey den nächsten Erfolgen und Ursachen stille stehen; ja sie vermengten wohl dasjenige mit einander, was etwa zugleich zugegen war: kurz sie hatten nicht Muth genug, den wahrhaften und ersten Grundursachen nachzuspüren. In diesem Zustande war ihr Gemüthe und ihre Einbildung geneigt, alles das anzunehmen, was ihnen muntre Köpfe oder Dichter von den Veranlassungen der Dinge etwan erzählten. Ohne Ueberlegung verwandelten sie Erdichtungen und Allegorien in wahrhafte Geschichte und Begebenheiten. Der Herr von Fontenelle hat in einer e-

genen Abhandlung von den Fabeln diese Gedanken weiter ausgeführt; man kann sie auch in der Uebersetzung des Herrn Prof. Gottscheds nachlesen. Ich hoffe meine Leser werden nunmehr mit zu der Eintheilung des Wahns fortschreiten können. Es kann geschehen, daß ein Wahn, so großen Beyfall er auch haben möchte, dennoch den unveränderlichen Grundsätzen der Vernunft widerspräche: ich will ihn also seinem Wesen nach unmöglich nennen. Es könnte vielleicht auch ein Wahn zwar an sich selbst betrachtet, nicht widersprechend, aber doch dem izigen Zusammenhange der Dinge entgegen seyn: und ein solcher wäre zwar möglich, aber unwahrscheinlich. Noch einen Fall kann man sich einbilden, da nämlich ein Wahn beyde gute Eigenschaften, sowohl die innere Möglichkeit, als die Wahrscheinlichkeit hätte. Man kann auch diese Arten des Wahns mit den Kunstnamen belegen, welche der Herr Professor Baumgarten den Erdichtungen in seinen meditationibus philosophicis de nonnullis ad poema pertinentibus giebt: wir können den ersten Wahn, den Utopischen, den andern den heterocosmischen, und den dritten, den wahrscheinlichen nennen. Diese Eintheilung wird man an dem Exempel des epikureischen Wahns deutlich wahrnehmen. Es war an sich sowohl unmöglich, als wider die Wahrscheinlichkeit: daß Wesen von den vortrefflichsten Eigenschaften, welche man als Götter verehrte, die menschliche, als eine sehr unvollkommene Gestalt an sich haben sollten. Allein unter der Bedingung, und nach ihren Einbildungen, daß das menschliche Ansehen das schönste sey, wurde dieser Wahn nicht nur scheinbar möglich: sondern er trat auch auf eine gewisse Stufe der

der Wahrscheinlichkeit, die aber eingebildet war. Ich weiß nicht, ob man zu den erwähnten Gattungen noch eine Art des Wahns, nämlich den wahren Wahn setzen könne: wenn nämlich unser Erkenntniß von einem Dinge an sich wahr und gewiß, an unserer Seite aber ungewiß ist; weil wir bey unsrer gewissen Ueberredung davon, doch das Vermögen nicht haben, Gründe von unsern Urtheilen und Meinungen anzugeben. Es klingt etwas fremde: allein ich bin dadurch darauf gebracht worden, weil man in dem gemeinen Leben immer noch das Beywort falsch, bey dem Wahne gebraucht, wenn man willens ist, eine irrige und unrichtige Erkenntniß anzudeuten. Es könnte vielleicht seyn, daß dieß Wort vorzeiten zu den mittlern Wörtern gehöret, und eben so wohl eine gute als böse Bedeutung gehabt; welche aber nachher, wie andre Wörter mehr dieses unglückliche Schicksaal erlitten, verloren gegangen. Der gute Geschmack, welcher aus klaren und undeutlichen Vorstellungen von dem Schönen und Häßlichen richtig urtheilte, würde zu dieser Art des Wahnes süglich können gerechnet werden. Doch es mag dieses einer reifern Ueberlegung heimgestellt seyn. Wie weit sich die Gewalt der Dichter über die ersten Arten des Wahnes erstrecke, das will ich in dem nachfolgenden zu untersuchen, mir Mühe geben.

Da die Poesie in einer Nachahmung der Natur besteht, und ein Poet ihre Grenzen niemals überschreiten darf, ohne einen Fehler zu begehen: so ist's eine notwendige Folge, daß er sich des Wahnes nicht so ohne Einschränkung bedienen dürfe, wenn er unmöglich, oder unwahrscheinlich ist. Er hat hierbey eben die Pflicht, die ein Philosoph hat, die Irrthümer un-

ter den Menschen auszureuten. So allgemein auch ein Wahn möchte eingerissen seyn, so wenig muß er sich in seinen Urtheilen dahinreißen lassen, und nicht den großen Haufen, sondern vielmehr der Stimme der Vernunft und Wahrheit in allem, was er schreibt, folgen. Es war bey den Heiden ein eingewurzelter Wahn, welcher schon, so zu reden, heilig geworden, daß die Götter alle Handlungen verübet, welche unter den Menschen für Schandthaten und Laster gehalten werden, und die auch das natürliche Geseze verbiethet. Streitet er aber nicht durchaus mit dem Wesen der Götter, und dem Begriffe, welchen man von ihren herrlichen Eigenschaften haben soll? Schämten sich nicht die Poeten, sich eines Fehlers schuldig gemacht zu haben, indem sie diesen Irrthum mit den lebhaftesten Bildern immer weiter ausgebreitet; wann sie von dem Gegentheile wirklich überzeugt gewesen? Waren sie nicht verbunden, die Wahrheit aus dem Finstern und Verborgenen herausziehen? Cicero und Longin haben sich daher mit Recht über den Homer beschwert, daß er seinen Göttern alle menschliche Gebrechen und Unvollkommenheiten beygeleget. Es werden die Dichter von so harten Auflagen dadurch nicht frey, daß sie das ganze menschliche Geschlecht wider sich würden aufgebracht haben, wosern sie die ihnen bewußte Wahrheit hätten sagen wollen. Ich habe mich über den besondern Glauben des Herrn Breitingers nicht genugsam verwundern können, da er es in seiner critischen Dichtkunst auf der 161 u. f. Seite, so gar zu einer Pflicht der alten Poeten gemacht hat, der Theologie des Pöbels gemäß zu reden, und ihm entweder eben die Fabeln, welchen er schon Glauben zugestellet hat,

oder

oder ganz gleichmäßige verzuschwären; wenn sie auch gleich etwa mehr Erleuchtung möchten gehabt haben. Es würde dieser Satz sehr gefährlich werden, wann ich ihn auf unsere Zeiten ziehen wollte. Der Grund, womit er ihn erweisen will, ist eben so wankend; die Poesie sey nämlich dem gemeinen Manne und dem großen Haufen gewidmet. Ich rede mit des Herrn Breitingers Worten: Allein gesetzt, er sey wahr, so wird man vielmehr das Gegentheil von dem was er lehret, daraus folgern können. Allein wozu wird man nicht verleitet, wenn man blinden Vorurtheilen mehr als der Vernunft nachgeht, und sich in den Sinn kommen läßt, durch solche abentheuerliche Lehren, in das Ansehen großer Kunstrichter zu kommen? Herr Breitinger hätte also die Criticos mustaceos immer weglassen können, indem es leicht geschehen könnte, daß ihn etwa blöde Augen, die nicht so scharfsichtig als die seinigen sind, zu diesem Chore rechneten. Das lateinische Sprüchelchen am Ende des Capitels vom Wahrscheinlichen, hätte er zum Nothfalle auch ersparen können: man weis nicht wie die Zeiten kommen, da man alsdann etwas besser brauchen kann, wenn man es vorhero recht zu Rathe gehalten hat. Doch weil es einmal weggegeben ist, wollen wir ihm ein anders verehren, welches er in sein kritisches Gebethbuch hineinschreiben kann:

Scribendi recte, sapere est et principium, et fons.

Horat.

Um wieder zu unserer Hauptsache zurücke zu kehren: so hat mirs allezeit verdammlich zu seyn geschienen, sich eines unmöglichen Wahns oder Irrthums zu bedienen, wie Ovidius in seinen Verwandlungen gethan

hat. Mir ist es glaubwürdig, daß die Kenner selne Metamorphosen zu selner Zeit, gewiß nicht wegen des ungereimten Zeuges, welches er abgehandelt, in den Himmel werden erhoben haben; wenn sich nicht sonst viel poetische Schönheiten, wohlgetroffene Gemälde und geschickte Rührungen der Affecten darinnen befänden. Gleichwie sich der Eid des Cornelle nicht durch seine Unrichtigkeiten, sondern durch seine wahrhaften Neigungen den großen Beyfall erworben. Ovidius läßt sogar Personen, welche er aufführet, sich mit den Handlungen der Götter, vertheidigen, wie er z. E. im 9ten B. *Byblis* thut. Der Poet hat vorher ihre lasterhafte Liebe gegen ihren Bruder künstlich beschrieben, und in der sonst schönen und rührenden Rede, welche er in ihren Mund geleyet, läßt er sie auch folgende Worte, zur Beschönigung ihrer unreinen Neigung sprechen:

Di melius! Di nempe suas habuere Sorores,
Sic Saturnus Opim iunctam sibi sanguine duxit,
Oceanus Thetyn, Iunonem rector Olympi?

Ouid. Lib. XX. Metam.

Der Poet scheint selbst gemerket zu haben, daß es anstößig wäre, in dem sich *Byblis* gleich darauf deshalb selbst bestrafen muß:

Sunt superis sua iura: quid ad coelestia ritus
Exigere humanos diuersaque foedera tento.

Allein, so schüzet man einen Wahn mit dem andern, welcher eben so wenig Grund hat: weil er stillschweigend einräumet, daß diese Lehre der heidnischen Göttergelahrtheit wahr sey. Ich weis die Entschuldigung, womit man den Poeten schützen kann, daß nämlich *Byblis* nach den damaligen Begriffen von den Göttern nicht anders würde geredet haben. Allein,

lein, in meinen Augen ist sie sehr leicht. Denn da sie kein poetisches Geschöpfe war, und er vermuthlich die Falschheit des gemeinen Aberglaubens und Wahns einsah: so hätte er billig diese Nachbildung weglassen sollen, und lieber den Character eines vernünftigen und tugendliebenden Poeten beobachten mögen. Man darf nicht einwenden, daß man also in Gefahr stehe, viele Schönheiten zu verlieren: es ist vielmehr gewiß, daß die Wahrheit sie mit ihren Reizungen reichlich würde ersetzt haben. Man schützet den Homer, Virgil, Ovid und besonders den Milton ungemein schlecht und elend damit: daß nämlich der Dichter, bey Verrfertigung seiner Werke, keinen Glaubenslehrer habe abgeben wollen. Ich will hier nicht untersuchen, wie weit er darzu verbunden sey; ich behaupte nur, daß er auch nicht widersprechende Dinge und Irrthümer zu Grundsteinen und Säulen seiner Gedichte machen müsse. Ich schliesse also vernünftig, daß ein Poet über die erste Gattung weiter kein Recht habe, als etwan denselben historisch anzuführen, und seine Leser vor dem Ungrunde desselben zu warnen. In satirischen oder scherzhaften Gedichten, kann man den Gebrauch desselben erlauben; wiewohl ich ihn von andern Gedichten nicht ganz ausschließen will: wenn man nämlich einen Scherz damit zu machen, oder ein Gelächter zu erregen willens wäre. Denn weil dieses über das Thörichte und Ungereimte natürlicher Weise zu entstehen pflegt: so ist darzu nichts geschickter, als ein solcher unmöglicher Wahns, welcher, wenn man es recht betrachtet, nicht kann gedacht werden. Die vernünftigen Dichter haben ihn auch nicht anders gebraucht. Canis
soll

soll mir aus seinem Glückwunschsreiben an seinen Herzensfreund, Herrn Eusebius von Brand, ein Exempel darzu leihen. Er sagt: Herr Brand habe zwölf Frauenzimmer, oder in der Vergleichung, zwölf schöne Kühe unter seiner Aufsicht gehabt: und es habe ihn nichts irre machen können, da hingegen dem Argus hundert Augen, bey Bewachung einer einzigen, geschlossen worden.

Der Argus konnte dort nicht eine Kuh bewachen,
 Als ihm des Kupplers Lied die hundert Augen schloß:
 Hier aber konnte nichts dein Aufsehn irre machen,
 Dir war auch eine Zahl von Zwölfen nicht zu groß.
 Ihr Schönen! lasset euch dieß Gleichniß nicht verdrießen,
 Ein Anblick solcher Kuh hat Herzen angesteckt,
 Es warf sich solcher Kuh ein Jupiter zu'n Füßen
 Es lag in solcher Kuh ein himmlisch Bild verdeckt.

So scharf wir im vorhergehenden verfahren, so wollen wir doch den

der den Himmel fühlt
 Und scharf und geistig ist Spitz.

nicht aller Gewalt über die andern Gattungen des Wahns berauben, wenn sie nur nichts widersprechendes in sich enthalten. Es ist aber eine große Behutsamkeit dabey nöthig. Ein Dichter kann sich andere Reihen der Dinge vorstellen, und sich in seinen Gedanken in das Reich der Möglichkeiten schwingen, wohin der Wahn auch gehöret: allein, er darf dabey nicht verwegen seyn. Man kann sich drey Fälle vorstellen, wo ein Dichter den Wahn etwa gebrauchen könnte. Wenn er etwas erdichten will, welches mit dem ihigen Zusammenhange der Dinge eben keine Gemeinschaft haben, und ganz von ihm unterschieden seyn soll: so kann er seine Erdichtung auf einen Wahn steifen,

steifen, welcher bloß möglich ist. Von einer solchen Art wäre mir fast keine bekannt, man wollte denn Gullivers oder Klings Reisen dahin rechnen. Will ein Dichter eine Erdichtung in die irdige Reihe der Dinge setzen, und deswegen sie auf einen Wahn gründen: so ist es nöthig, daß er nicht nur möglich sey, sondern auch einen gewissen Grad der Wahrscheinlichkeit an sich habe. Ein Exempel soll die Sache klar machen. Gesezt ich dichtete: Claudians Geist hätte in seinem Raube Proserpinens, und in dem Gedichte, welches wider den Ruffinus gerichtet ist, seine ausschweifende Einbildungskraft noch nicht genug rasen lassen, und dadurch wider den Gott des üblen Geschmacks das schwerste Verbrechen begangen. Zur Strafe wäre ihm aufgelegt worden, er sollte nach einer langen Wanderschaft, in welcher er das Chaos und das anarchische Reich, * finster, dunkel und wild, durchgeirret, flammende Feuerseen, festes Land von zusammengesmolzenen Flammen, ungesugte Teufel, die schwimmend ganze Hüfen Feldes eingenommen, lang dahin gestreckt, und andre fantastische Creaturen mehr gesehen; ungefähr um die Zeiten Cromwels, in einen menschlichen Körper zurücke kehren, und an ungeheuren Vorstellungen und Gemälden, alle hitzige Geister, welche jemals gelebet, und noch darzu in einem christlichen Gedichte, weit zurücke lassen. Ich wollte diese Fabel auf den bekannten Wahn der Pythagoräer von der Seelenwanderung gründen, welche, wie mich dünket, eben nichts widersprechendes in sich faffet.

* Wenn mich jemand hier von meinen Lesern, wegen der allzuvorn Wortsetzung nicht verstehen sollte, der beliebe nur in der Uebersetzung Miltons nachzusehen: vielleicht wird er aus jenem Buche klüger.

fasset. Zum Ueberflusse wollte ich mich auf die Macht der Nelfen und Waldfeyen, oder gut vernehmlich deutsch, auf die Macht der Zauberinnen berufen, die dem Gotte des übeln Geschmacks zu Diensten seyn müßten. Allein ich kann im Voraus sehen, daß mein Gedichte an Herrn Bodmern und Breitlingern streitbare Widersacher bekommen würde. Sie würden von mir fordern, und wenn sie sich selbst widersprechen sollten, daß der Grund meiner Fabel nicht nur möglich, sondern auch wahrscheinlich seyn müsse; den ich mich davor auszugeben nicht getraue, weil ich sie in die ihige Reihe von Begebenheiten ordnen wollte. Denn darzu ist es nicht genug, daß es nicht widersprechend ist, was man dichtet; sondern eine aufgeklärte Vernunft verwirft mit Rechte die Erdichtungen, die wider den zureichenden Grund anstoßen. Allein, ich will mich schon hüten, ihnen eine unnütze Arbeit zu machen: meine Absicht war nur, vermittelst dieses Exempels zu zeigen, der Wahn dürfe selbst nicht allen Glauben übersteigen, wenn er eine Erdichtung glaublich machen soll. Ich will noch einen Fall anführen, wo sich ein Dichter des Wahns bedienen könnte, nämlich eine Wahrheit damit zu erläutern oder Ursache daraus anzugeben. Von der ersten Art hat Milton uns häufige Exempel gegeben, und den Wahn sonderlich in Gleichnissen angebracht. Im ersten Buche gleich findet man nach etlichen Blättern eins. Ich will es mit Miltons Worten erzählen: „Satans Körper lag auf den Wogen des Feuermeeres, der Länge nach schwimmend, viele Hufen Feldes weit ausgestreckt, von so ungeheurer Größe, als die Seebestie Leviathan, welche Gott unter seinen Werken,

„so in dem Ocean schwimmen, am leibigsten geschaf-
 „fen: Ist, wie die Seefahrenden erzählen, wenn sie
 „in der Norwegischen See schlief, hat der Pilot eines
 „kleinen von der Nacht verschlagenen Jagdschiffes,
 „in der Einbildung, es sey eine Insel, den Anker auf
 „ihre schuppigte Rinde ausgeworfen, und ist an ihrer
 „Seiten hinter dem Winde still gelegen. Der Poet
 der diesen Wahn, oder vielmehr diese Sage, aus Lucians
 wahrhaften Lügen genommen, will ihm durch die Nach-
 richt der Schiffenden, und durch den Schlaf des Wallfi-
 sches einige Wahrscheinlichkeit geben; aber mich dünkt, er
 habe seinen Endzweck nicht erhalten. Ich kann nicht
 glauben, daß einmal ein so großes Thier wirklich sey,
 daß ein Schiffer einen so groben Irrthum begehen,
 und es für eine Insel ansehen könnte. Und gesetzt
 auch daß es wäre, so ist doch unwahrscheinlich, daß ein
 Wallfisch eine Nacht hindurch einen Anker in seinem
 Rücken erdulden werde. „Herr Bodmer ruft bey die-
 „ser Stelle aus: Sehet die Macht des Poeten, die er
 „sich über den Wahn und die Sagen anmaßet“! Allein
 er würde geschwiegen haben, wenn ihm die Beschaf-
 fenheit der Anker recht wäre bekannt gewesen, die viel-
 leicht auf der Zürchersee in der Schweiz nicht gebräuch-
 lich sind. Milton ist also durch diese Ausruffung nicht
 gerechtfertiget worden. Ueberhaupt aber möchte es zu
 erleiden seyn, sich des Wahnes, um etwas damit zu
 erläutern, zu bemächtigen: weil es wohl angehet, wirk-
 liche Dinge mit möglichen in Vergleichung zu brin-
 gen. Allein, daß es angehe, von einer Wahrheit
 oder einem Erfolge die Ursache anzugeben, darwider
 streitet der Grundsatz der Poesie, man müsse jedesmal
 eine Sache bilden, wie sie ist. Virgil hat es also son-
 der

der Zweifel versehen, da er das Brausen des Windes daher leitet, daß, nach dem damaligen Wahne, Aeolus über die Winde zu gebiethen hätte, sie in eine Kluft zusammen gesperrt hielte, und sie nach Belieben heraus ließe.

Cavum conversa cuspide montem
Impulit in latus; ac venti velut agmine facto
Qua data porta, ruunt.

Virgil. Lib. I. Aeneid.

Hat uns wohl der Poet hier die wahre Ursache des Windes und Sturmes erzählt, und ist er nicht von dem Wege der Natur abgegangen? Wie leicht können durch einen solchen Gebrauch des Wahnes nach und nach Irrthümer entstehen? Bey den Alten ist es so ergangen. Cicero im vierten Buche seiner Tusculanischen Fragen, führet unter andern die Poeten als Ursachen der Gemüthskrankheiten an, da er der Ursache nachforschet, warum die Heilkunst der Seele, nämlich die Philosophie, so verachtet wäre. Seine Worte lauten so: Variis imbuimur erroribus, vt vanitati veritas et opinioni confirmata natura ipsa cedat. Accedunt etiam poetae, qui cum magnam speciem sapientiae præ se tulerunt, audiuntur, leguntur, et inhaerescunt penitus in mentibus.

Es ist gewiß, daß die Poeten zu Irrthümern nichts beitragen, wenn sie der Wahrheit folgen: allein so bald sie die Wahrheit mit dem Wahne zu vereinigen suchen, so bald werden sie gefährlich. Zwar unsre Zeiten stehen in einem größern Lichte, als das erste Weltalter, so daß daher nichts zu besorgen scheint: und man würde, nach dem Urtheile eines schweizerischen Kunstrichters, unsere erleuchtete Zeiten beschimpfen, wenn man glaubte; sie würden daher zu Irrthü-

mern

mern Anlaß nehmen. Aber kann dieser Mann aus einem prophetischen Geiste vorher weißagen, daß die Erde nunmehr von keiner Finsterniß mehr werde überfallen werden? Die Zeiten des römischen Kaisers Augusts waren aufgeklärt genug, allein es ist bekannt, in was für Barbarey die nachfolgenden Zeiten wieder versallen sind. Könnte mit dem Wahne nicht auch einmal die Wahrheit verdächtig werden? Man darf nicht sagen, auf diese Art werde ein Poet viele Schönheiten verlieren: laßt sie fahren! Die Wahrheit, wie ich schon erinnert habe, wird ihm noch reizendere geben. Es ist aber doch noch eine Gewalt über den Wahn übrig, mit welcher die Dichtkunst ihre Kinder belohnet. Es steht ihnen frey, denselben auf seine Quellen zurücke zu leiten: sie können ihn als einen Betrug der Sinnen, oder richtiger zu reden, als einen Fehler des Erschleichens, wie man in der Schule sich ausdrücket, abbilden. Denn die Sache selbst wird den Sinnen richtig vorgestellt, nämlich, es kann zum Exempel eine Sache nicht anders in den Augen abgebildet werden, als sich die Lichtstralen brechen. Es liegt nur an unserm Urtheile, welches wir übereilt fällen: die Sache sey so, als sie abgebildet wird. So kann ein Dichter den Wahn beschreiben: er kann ihn ferner als einen Betrug der Einbildungskraft malen, da man Bilder zusammen gebracht hat, welche nicht bey einander bestehen können. Man kann denselben aus seiner Wirklichkeit, in welche ihn ein krankes Gehirn gesetzt hat, wieder in den Stand der Möglichkeit bringen, und Allegorien als Allegorien, kurz den Wahn als Wahn vorstellen.

Wenn ein Wahn die Gestalt einer Geschichte annimmt, und als eine Begebenheit unter den Menschen fortgepflanzt wird, er mag nun entsprungen seyn, woher er wolle: so bekömmt er den Namen einer Sage. Aus allen Exempeln, wo man diesen Namen eigentlich einer ungegründeten Erzählung giebt, werden wir erkennen, daß unser Begriff die wahre Erklärung der Sage sey. Die gemeinen Sagen von Gespenstern und Erscheinungen, von der Macht der Zauberer, und von andern fürchterlichen Dingen, rühren entweder von einem so genannten Betrüge der Sinne her; oder man ist von der Einbildungskraft hintergangen worden; oder die Erdichtungen müßiger Köpfe sind Schuld daran gewesen. Man sieht aber daraus schon, daß ich diesen Namen, gewissen Geschichten, von welchen man noch nicht die höchste Glaubwürdigkeit hat, daß sie geschehen wären, nicht möchte beygelegt wissen. So ist es zum Exempel mit der Historie, daß Aeneas nach Italien gekommen sey, beschaffen. Virgil hat ein Heldengedichte darauf gebauet: und es haben sich verschiedene Gelehrte gefunden, welche Zweifel wider die Wahrheit dieser Begebenheit gemacht haben. Wenn Herr Breitinger uns eine Beschreibung von der Sage in seiner Dichtkunst machen will: so gebiert er einen Mistmasch, den ich mit den dreiststen und großen Vorstellungen, die er uns hier und da von seiner Dichtkunst machet, nicht zusammen reimen kann. Er sagt auf der 338. Seite: Die Sage ist eine Aferhistorie, die nichts destoweniger bey dem großen Haufen mehr Glauben findet, als die wahrhafte Historie; indem sie ihre Nachrichten durch solche Personen, die bey uns gleichsam in einem

heiß

heiligen Ansehen stehen, zu einer Zeit, da wir noch keine eigene Einsicht haben, und zwar vom Mund, mit einem gebiethenden Tone fortzupflanzen pflaget. Welche eine Vermischung zufälliger Eigenschaften der Sage, mit ihrem Wesen! Eine Sage bleibt nach dieser Beschreibung, keine Sage mehr, wenn sie nicht durch Personen, die uns heilig sind, ausgebreitet worden, und wenn nicht mit einem gebiethenden Tone ihr Ansehen bestätigt worden, es wäre denn, daß in der Schweiz auch die Ammen und Wärterinnen solche geweihte Leute wären. Er setzet in seinem Begriffe mit voraus, daß eine Sage allezeit eine wahrhaftige Historie zum Gegentheile haben müsse, welches doch unstreitig höchst falsch ist. Hätte sich dieser Kunstrichter, den wahren Begriff des Wahnes, und die Quellen, aus welchen er seinen Ursprung nimmt, recht deutlich vorzustellen gewußt; oder wenn er ihm bekannt gewesen, ihn recht gebrauchen wollen: so würde er hier nicht eine so unglückliche Erklärung der Sage gegeben haben. Er hätte nur dem Beispiele des schweizerischen Patrioten nachahmen mögen, welcher die Augen genau auf die philosophischen Bücher des Herren Wolfs richten können, wenn er an diesem oder jenem einen unbestimmten Begriff gern hat tadeln wollen. Herr Breitinger hat an dem angezogenen Orte, den Dichtern mehr Freiheit über die Sagen eingeräumt, als ihnen nach den ewigen Grundgesetzen der Poesie gebühret. Er lehret, daß ein Dichter dieselbe zu der Zeit, wenn sie allgemein ist, in sein Gedichte wohl einrücken dürfe: wenn keine erklärtere und bessere Wahrheit unter dem Pöbel bekannt sey. Das heißt so viel, er darf den Irr-

thum wohl lehren, wenn es nur nicht bekannt sey, daß es ein Irrthum sey. Vortrefliche Lehren! Man sehe aber doch den Widerspruch dieses Satzes, mit seiner eigenen Beschreibung der Sage an. Er hatte gesetzt, daß die Sage dem größten Haufen mehr gefalle, als die wahrhafte Geschichte, und also zum Voraus als bekannt angenommen, daß dieselbe wohl vorhanden seyn könne: welches er hier wieder in Zweifel zieht. Er gesteht also dem Dichter stillschweigend die Gewalt zu, lieber dem gemeinen Haufen nachzuwandeln, und die wahrhafte Geschichte, wenn sie dem Haufen nicht gefiele, eher zu verschweigen. Allein es kommt hierbey auf den durchgängigen Beyfall nicht an. Der große Haufe ist nach dem Seneca, und seiner eigenen Meinung, ein allzuschlechter Kenner des Guten: und wenn die Sage an sich nicht wahrscheinlich, die wahrhafte Geschichte aber ihm nicht ganz und gar verborgen ist: so wird es tadelhaft seyn, sich ihrer als Wahrheit zu bedienen. Es sind aber diese Sätze deshalb erbauet worden, damit er einigen philosophischen Kunstrichtern widersprechen, seinem guten Freunde aushelfen, und in den Fehlern Homers, Virgils und Miltons, welche diesen Dichtern mit gutem Grunde beygemessen worden, zum Troste der Vernunft, Schönheiten sehen könnte. Homer bleibt tadelhaft, wenn er bey Beschreibung des achillischen Schildes, nicht selbst in dem Wahne gestanden, die Macht der Götter erstrecke sich auch auf das unmögliche; indem man dadurch seinen Fehler durch die Unwissenheit entschuldigen kann, welche ihm wegen der Dunkelheit damaliger Zeiten eben nicht kann zur Last geleyet werden. Allein was werden wir von dem Virgil für ein Urtheil abfassen, wel-

welcher aus verbrannten Schiffen Seenymphen werden läßt? Seine Zeiten waren erleuchteter, und er konnte wohl wissen, daß eine Unmöglichkeit nicht leicht dadurch wahrscheinlich würde, wenn man darzu setzte:

- - - Prisca Fides facta-

Die Vertheidigung, daß ein Dichter sich oftmals solcher Dinge zu seinem Vortheile bedienen müßte, um in sein Gedichte eine angenehme Abwechslung zu bringen, und es vor Mattigkeit und Ekel zu bewahren, wollte ich bey einem so erfindungsreichen Geiste nicht gern gebrauchen, weil ihm daraus eben nicht die größte Ehre zuwächst. Es ist ihm weit rühmlicher, wenn der Herr Prof. Gottsched behauptet, daß er aus einer Begierde, sein Gedichte recht wunderbar zu machen, in den erwähnten Fehler gefallen sey. Bey dem Rechte, welches sich ein Dichter über die Sagen annahmet, habe ich weiter nichts zu erinnern, als was wir von dem Gebrauche des Wahnes gesaget haben. Er kann mit denselben als mit Geschichten aus der möglichen Welt verfahren, und ihnen alle Schönheit in der Erzählung geben, der sie nur fähig sind. Er muß sich aber allezeit hüten, wenn er etwa eine Lücke in dem Zusammenhange der Dinge damit ausfüllen will, damit sie nicht einer andern wirklich vorgefallenen Begebenheit entgegen sey, oder einer Wahrheit widerspreche. Er muß alle Regeln der Dichtkunst mit einander in Vergleichung bringen, und zum Exempel, kein Heldengedichte auf einen Wahn oder eine Sage aufrichten; sie möchten auch so wahrscheinlich seyn, als möglich ist. Seine Einrichtung würde den Regeln von den epischen Gedichten zuwider laufen. Und diese Vorsicht ist bey allen andern Poesien nöthig, damit man nicht

unglaublich werde, noch sich alle Märchen, Weibehistorchen, und Einbildungen eines zerrütteten und sieberhaftesten Gehirnes eigen mache. Meine Leser werden nunmehr in den Stand gesetzt seyn, zu urtheilen, wie wichtig diese Quellen der Neuheit sind, und was von dem Wunderbaren, das etwa daraus könnte hergeleitet werden, zu halten sey. Kann man noch etwas taugliches daher nehmen, wie ich nicht ganz in Abrede seyn will: so werden die Dichter die nöthigen Regeln in dem vorhergehenden finden.

Ehe ich meine Abhandlung gänzlich schliesse, so dünkt mich, daß man aus dem Abgehandelten, die wahre Ursache angeben könne, warum Miltons verlorrenes Paradies unter einigen Deutschen, die doch ihre Vernunft und den guten Geschmack auch nicht verleugnet zu haben, glauben, noch keinen Beyfall finden will: ungeachtet etliche Schweizer uns in ganzen Büchern seine Schätze aufzuschließen bemüht gewesen sind. Herr Bodmer hat diese Kalt sinnigkeit gegen den Milton, in der Vorrede zu seiner Uebersetzung nach der ersten Ausgabe, aus Verstellung, der allzustarken Neigung zur Philosophie und den abgezogenen Wahrheiten zuschreiben wollen; um die Gunst seiner Leser dadurch heimlich zu erschleichen. Allein da diese Liebkosung nichts gefruchtet, und die Deutschen die Augen noch nicht eröffnen wollen; indem es möglich ist, ein Philosoph zu seyn, und dennoch von eines Gedichtes Schönheiten gerühret zu werden: so hat er sie, ohne Scheu und ohne falsche Höflichkeit, eines üblen Geschmacks beschuldiget. Doch vielleicht sind Ursachen vorhanden, zu glauben, daß es damit nicht so übel stehe, als er, vermuthet. Ich will Herrn Bodmern

Bodmern die Hauptursache ihres Geschmacks entdecken: ob gleich die Rauigkeit der Sprache, die Häufung unnöthiger Beywörter, und ausgedehnte Gleichnisse und Beschreibungen ein vieles zu ihrem Ekkel beytragen. Die Deutschen, welchen dieses Gedichte nicht gefällt, sind nicht gewohnt ein episches Gedichte, dessen ganzer Bau auf einem unwahrscheinlichen Wahne; die Ausschmückung aber hin und wieder auf gemeinen Sagen beruhet, so schlechtweg für schön und vollkommen zu erklären. Es sind ihnen die Regeln desselben aus dem Aristoteles, und den Exempeln Homers und Virgils eben nicht unbekannt, als welche jederzeit bey ihren Erdichtungen die Natur und den izigen Zusammenhang der Dinge nicht ganz aus den Augen gesetzt. Damit ich nicht etwas zu sagen scheine, welches ich nicht erweise, so will ich meine Meynung bestärken. Man hält insgemein unter dem größten Hausen der Menschen dafür, daß der Himmel, wo Gott wohnete, weit über den Gestirnen läge, wo er und die Engel sich mit einander befänden. Da man sich gemeiniglich keine herrlichere Wohnung, als einen Palast, welcher wohl ausgeschmücket ist, vorstellen kann; so machet man sich auch dieses Bild in seiner Phantasie davon; und eben diese Verwandniß hat es mit den vortrefflichen Gestalten, welche man dem Höchsten und den Engeln beyleget. Man sieht leicht, was man daraus für andere Folgerungen machen kann, wenn man das erstere zuläßt. Die Hölle bildet sich der Pöbel als einen feurigen Pful ein, der mit einem beständigen Schwefel brennt, wo Finsterniß und Dunkelheit ewig herrschen, und tausend Martern die darinnen befindlichen Geister peiniget. Die Bl der

des Teufels und seiner Genossen, will ich also nicht aufstellen: man kann sie im Milton sehen, welcher sie nach der gemeinen Einbildung wohl abgezeichnet hat. Zu diesem Irrthume und Wahne haben vielleicht die übelverstandenen Allegorien der heiligen Schrift etwas beygetragen. Auf diesem Wahne beruhet das ganze Gedichte Miltons, welches aber so viel Unmögliches und Unwahrscheinliches in sich hält, daß ich künftig in etlichen Aufsätzen es aufzudecken, mich bemühen werde. Ich weis, daß Herr Bodmer ihn in einem absonderlichen Werke gegen die Einwürfe seiner Widersacher vertheidiget hat; ich gestehe auch, daß er den Herrn Magny, und den Herrn Voltaire an verschiedenen Orten gründlich widerleget habe: allein, man wird diesem geschickten Kunstrichter doch auch zeigen können, daß die allzugroße Liebe gegen seinen Helden, ihn zu verschiedenen Fehlern und Meinungen verleitet, welche bisweilen seinen eigenen Grundsätzen zuwider sind. Die Vertheidigung scheint leicht zu seyn, wenn man schreyt: daß Miltons verlorne Paradies alle menschliche Gedanken übersteige; weil es Dinge enthalte, die außer unsrer Sphäre geschehen sind. Milton hat zu dem gemeinen Wahne durch seine ausschweifende Phantasie noch verschiedene neue Zusätze gemacht: indem er hinzugehan hat, was er bey dem Dantes, dem Ceva, Marino, und andern hitzigen Italienern Rasendes gefunden hat. Wer sich Mühe giebt, Claudians Raub der Proserpine, und sein Gedicht wider den Ruffinus, gegen das verlorne Paradies zu halten, der wird eine große Gleichheit zwischen seiner und Claudians Hölle, zwischen Miltons Geburt des Todes

und

und der Sünde, mit der Zeugung des Ruffinus von den höllischen Furien, finden. Allein, wie die Anwendung dieses Wahnes in einem Gedichte, das von dem Falle der ersten Aeltern handelt, und wie die Vermischung gefährlicher Irrthümer mit den heiligen Wahrheiten statt haben könne; ob nicht dadurch die Religion einiger Gefahr des Misbrauchs und des Hohngelächters ausgesetzt werde, das will ich meinen Lesern vorizo zur Ueberlegung anheimstellen. Ich leugne nicht, daß nicht im Milton mancherley Gutes und Schönes sey; ich werde es auch künftig mit anmerken: auch in unserm Ottobert und Wittekind sind allerhand schöne Gemälde; allein, es ist auch außer allem Zweifel, daß nicht der Fehler eben eine so große Menge, als der Schönheiten darinne sey. Ich wundre mich nicht ohne Ursache, daß Herr Bodmer in den Discursen der Maler, den Opiz, Caniz und Besser, zu Mustern des guten Geschmacks aufgestellt hat; und dennoch izo den Milton als einen vortrefflichen Poeten anpreiset. Denn wenn man die angeführten Poeten mit dem Milton in Vergleichung bringt, so kann man fast keine Aehnlichkeit sehen. Mein guter Freund, der einen klugen Mann dieserhalben zu Rathe gezogen, hat mir eine sehr artige Ursache angegeben. Weil ich sie zur Zeit noch nicht für sattfam gegründet halte; so will ich sie izo noch verschweigen. Ich schließe mit einer Warnung an die Dichter, die Vernunft allezeit um Rath zu fragen, wenn sie durch die Anwendung des gemeinen Wahnes, ihren Gedichten einige Schönheiten zu verschaffen willens sind.

J. A. K.
VI.

VI.

Chronica, durch Magistrum Johann
Carion, vleissig zusammen gezogen, meniglich
nützlich zu lesen.

item.

CHRONICON CARIONIS
expositum et auctum multis et veteribus et
recentibus historiis, ab exordio mundi ad Ca-
rolum V. a *Philippo Melanchthone* et *Casparo*
Peucero. Francofurti, MDLXXXI.

Da wir von einer der ältesten deutschen Ausga-
ben eines Buches handeln wollen, das man
sonsten sehr hochgeschäzet hat, und das seinen Werth
auch iho noch nicht ganz verliert: so wird es vleileicht
unsern Lesern nicht unangenehm seyn, wenn wir ihnen
von dem Werke selbst, und von seinem Verfasser ein-
nige vorläufige Nachricht geben. Joh. Cario, ist
zu Buchichheim im Jahr 1499. geboren worden.
Er war erslich ein Münch zu Berlin, und nachdem
Churf. Brandenb. Hofmathematicus und Prof. der
Mathematik zu Frankfurt an der Oder. Er hat
sich durch verschiedene astrologische Weissagungen da-
mals bekannt gemacht: deswegen er in Herr Reim-
manns Hist. Lit. der Deutschen Tom. V. S. 126. in
einer Note, so Herr Zeidler Herrn Reimmannen zuge-
schickt, den deutschen Sternpropheten bengezählet
wird. In einer von dergleichen Schriften, die er
jäh-

jährlich herauszugeben pflegte: bestimmte er das Jahr und den Tag, wenn Luther sollte verbrannt werden. Er war zu derselbigen Zeit noch der päpstlichen Religion zugethan. Er hat dieselbe nachgehends verlassen, und da wird er erkannt haben, daß er sich bey seiner Phrophezeyung verrechnet. Man findet auch diese Wahrsagung in D. Luthers Tischreden im 37 Cap. angemerkt, mit der Ueberschrift: *Carionis erstunkene Sternzückerische Weissagung, von D. Martin Luther.* Man findet diesen Cario hin und wieder, in des berühmten brandenburgischen Dichters, Georg Sabinus Versen erwähnt. So ist z. E. an ihn die sechste Elegie des 1 Buchs gerichtet, darinne er als Brandenb. Hofmathematicus ersucht wird, dem Churfürsten ein Gedichte, so Sabin auf die Wiederkunst des Brandenb. Prinzen aus dem Türkenkriege 1582 verfertigt, zu übergeben. Und im 3 B. enthält die sechste Elegie einige Züge, die zu Carions Character und Leibesgestalt gehören. Diese Elegie ist ein Hochzeitbrief vom Sabin, an Christoph Carlwizen und unter andern Gästen, die der Dichter dem erzählt, den er darzu eingeladen, ist auch Cario:

Dulce nec hinc aberit Charitum decus atque leporum,
Grande saginati Cario ventris onus.

Die Kenntniß ist wichtig genug, die wir vom Cario hiedurch erhalten, daß er nämlich aufgeweckt und angenehm gewesen, und einen dicken Bauch gehabt. Denn wir können also mit seinem Exempel zwo Beschuldigungen widerlegen, die man sonst immer der Mathematik aufzubürden pflegt: sie hat den Cario weder tiefsinnig gemacht, noch verhungern lassen.

Doch

Doch vielleicht ist seine Einsicht in die Messkunst nicht so groß gewesen, daß die erste Wirkung von ihr hätte können erwartet werden; denn man weiß wohl, wie es um die deutschen Lehrer der Mathematik in den damaligen Zeiten und noch eine Weile hernach ausgesehen; und was den dicken Bauch anbetrifft: so kann er solchen wohl noch aus dem Münchsstande mitgebracht haben. Wir wollen also aus seinem Exempel nichts schließen, damit wir denenjenigen nicht ähnlich werden, die, wenn sie hören, daß etwa ein Mathematicus nicht viel von der Religion gehalten, sogleich den wohlgegründeten Schluß machen, die Mathematik führe zur Atheisterei.

Wenn Melchior Adami in vitis Philosophorum Glauben verdienet, so ist Carlo 1538. zu Berlin gestorben: Herr Zeldler aber, in der oben erwähnten Anmerkung, führt eine andere Anekdote an, die Christoph Singelius, Superintendent zu Ronneburg, der zu Luthers Zeiten gelebt, einmal bey D. Luthers Tischreden auf den Rand geschrieben, und vermuthlich bey der schon angeführten Stelle. Sie heißt: Dieser soff sich zu Tode in Magdeburg, An. 1537. Wir wollen die Entscheidung der Frage, welches seine wahrhafte Todesart gewesen, andern überlassen, und von dem Werke, welches der Inhalt gegenwärtiger Nachricht seyn soll, noch etwas genauer reden. Herr Reimmann in der Hist. Lit. der Deutschen, Tom. V. art. 68. berichtet uns davon folgende Umstände: Carlo habe ein deutsches Chronicon zusammen getragen, und dasselbe dem Philipp Melanchthon 1531. übersendet, damit derselbe solches verbessern und nachmals in Druck geben möchte. Melanchthon habe darin

nen viele Dinge gefunden, die nicht mit gehörigem Fleiße abgehandelt worden (*multa negligentius in eo opere scripta*, sagt Melanchthon in einem Briefe an Camerarium, der unter Melanchthons Briefen der 117. im 4 B. und 1531 datirt ist); und deswegen das ganze Werk durchstrichen, und es umzuarbeiten vorgenommen, und zwar deutsch: er habe aber doch Carions Namen auf dem Titelblatte stehen lassen, weil dieser die erste Gelegenheit zum Aufsatze des Werkes gegeben. Und solchergestalt sey dieses Buch zuerst um das Jahr 1531. ans Licht gekommen. So weit geht Herrn Reimanns Nachricht, in so fern sie die deutsche Ausgabe dieses Werkes betrifft, welches nachdem 1538. von Hermann Bonno, dem ersten Superintendenten zu Lübeck, ins Lateinische übersezt, vom Melanchthon selbst von neuen in einer bessern lateinischen Schreibart, als Bonns seine war, herausgegeben, und nachdem von Peucern fortgesetzt worden: der vielfältig wiederhohleten und immer fortgesetzten Auflagen, zweyer französischen Uebersetzungen, deren jede mehr als einmal gedruckt worden, und anderer dergleichen Dinge, die deutlich genug zeigen, wie hoch man dieses Werk sonst geschätzt, zu geschweigen.

Bayle macht unterdessen in seinem Wörterbuche unter dem Artikel Carion, verschiedene Zweifel wegen des Verfassers dieses Werks. Er führt z. E. an, daß Sagittarius, wie dieser in seiner Einleitung zur Kirchenhistorie erwähnt, zwo deutsche Auflagen dieses Werks besessen, davon die eine in 8vo gewesen, bis auf den 26 April 1521. gegangen, und wo unter der Zuschrift das Jahr 1531. gestanden. Diese Umstände

de schicken sich nicht zu Melanchthons Arbeit, als welche nicht weiter als bis auf Carln den Großen geht. Aus diesem und dergleichen Gründen mutmaßet Bayle, daß Cario seine eigene Arbeit herausgegeben, da er gesehen, daß Melanchthon, anstatt dieselbe dem Verlangen nach zu bessern, ganz etwas neues gemacht; oder daß vielleicht Melanchthons Aufsatz vom Carion bis auf die neuern Zeiten fortgeführt, herausgegeben worden; und daß, nachdem Melanchthon bey der lateinischen Ausgabe, das, was er nicht für seine Arbeit erkannt, weggelassen. Vielleicht läßt sich aus der Untersuchung des Exemplars, das wir vor uns haben, etwas hiervon bestimmen, und also Baylens Begehren genug thun, wenn er wünscht: das diejenigen, die Gelegenheit haben, deutsche Büchersammlungen durchzugehen, diese Sache ins Licht setzen möchten.

Wir bemerken ersichtlich, daß in dieses Exemplar mit einer Hand, die unserm Urtheile nach, in das sechszehende Jahrhundert gehört, folgendes geschrieben ist:

Rythmi de obitu Carionis.

Iohannes Carion Doctor
 Ingentium Craterum Decoctor
 Influxuum Cœlestium Diuinator
 Injuriarum Constans Dissimulator
 Insigniter Charus Dominantibus
 Infensus Contentiose Discordantibus
 Integer Carens Deceptione
 Inuidia, Calumnia, Delatione,
 Inter Compotores Deducitur
 Inuitus Certando Dejicitur
 Illico Corpore Delassatur
 Inque Conuiuio Decimatus
 In Certamine Debellatus
 Inimici Charonti Deuouetur
 Indulge Christe Decantetur
 Ignosce Christe Derepente
 Inter Calices Demorienti.

Epitaphium.

Mortuus est Charion dulci cogente Lyeo,
Cuius in hoc tumulo membra soluta jacent,
Aliud.

Aeterna Doctor Charion in pace quiescat,
Qui viuens fido corde sodalis erat.

Wir hoffen, daß uns unsere Leser für die Mühe, so wir in Errathung der wunderllchen Züge dieser Handschrift angewandt, und für die Ausgabe eines solchen Chef d'Oevre d'un Inconnu, nach Verdienste danken werden. Sie bestärken die Anekdote, die wir oben von Carions Todesart angeführt, und könnten also einem Gelehrten sehr wohl dienen, der in der Gelehrten Historie ein noch bisher ganz unberührtes und doch sehr nützlichcs Stücke, von den Gelehrten, die sich zu Tode geflossen, ausführen wollte. Wir wissen nicht, ob etwa in einer Bibliothek noch eine Abschrift von diesen schönen Versen, mit Staub und Würmern streitet, und auf die Hülse eines arbeitssamen Abschreibers wartet. Wir wünschten wenigstens zu wissen, ob sich in unser Exemplar bey den sieben letzten Versen kein Fehler eingeschlichen, wo die Reime nicht vollkommen ihre Richtigkeit haben.

Das Buch selbst betreffend, dessen Titel nichts mehr, als was wir oben angeführt, in einem zierlichen Holzschnitte, nach dem damaligen Gebrauche zeigt, so ist dessen Zuschrift vom Johann Carlo, an Joachim Markgraven zu Brandenburg und zu Berlin Anno dmi mxxj datirt. Cario entschuldiget sich darinnen, daß er die Sendel nicht nach Notdurfft ausgestrichen, und meynt, der Marggraf werde die Historien besser wissen zu gebrauchen und anzuziehen, als er sie vorgetragen. Denn, spricht er: „E. S. G. werden dieselbigen, als
ein

„ein hochverstendiger Fürst selbst weiter zu bedenken
 „wissen, und sie aus angeborner Geschicklichkeit besser
 „schmücken denn ich vermag; nachdem E. F. G. von
 „Gott mit dieser schönen vnd Fürstlichen Gnade zu
 „reden hochbegabet sind, wie denn von solcher Gabe
 „das löbliche vnd Churfürstliche Haus zu Branden-
 „burg sonderlich gepreiset wird, denn E. F. G. Vor-
 „eltern, als nemlich Marrgraue Albert der Churfürst
 „den die Historien den deutschen Achillem nennen, wird
 „nicht weniger dauon das ehr fur andere bered gewe-
 „sen, denn von seinen Kriegen die ehr vons Reichs
 „wegen löblich und glücklich gefüret hat gerhümt,
 „vnd solche Gabe ist auff E. F. G. Anherrn Marg-
 „graue Johannsen, darnach auff E. F. G. Herrn vnd
 „Bater Marggraue Joachim Churfürsten, auch auff
 „E. F. G. Bettern Marggraue Albert Churfürsten
 „zu Mainz etc. aus sonderlicher Gottesgnaden reich-
 „lich geerbet, erzeiget sich auch ynn E. F. G. neben
 „vielen andern Fürstlichen tugenden,, Wir haben
 diese Stelle deswegen abgeschrieben, weil sie mit zur
 Geschichte der deutschen Beredsamkeit gehört. Denn
 da Cario glaubt, daß die Geschichte, die er erzählt, von
 Marggrav Joachim könnten besser vorgetragen wer-
 den: so muß dieser Herr in der Beredsamkeit geschickt
 gewesen seyn, und zwar in der deutschen, weil Carions
 Buch deutsch ist. Da nun der Marggraf seine Ge-
 schicklichkeit von seinen Voreltern geerbet: so ist es al-
 lerdings ein Ruhm für die Deutsche Beredsamkeit,
 daß sie vor so langen Zeiten von einem so hohen fürst-
 lichen Hause ist hochgeschätzt worden.

Nach der Zuschrift folgt eine Abhandlung: **Wo-
 zu Historien zu lesen nützlich ist.** Ferner eine
Anlei-

Anleitung wie Historien ordentlich zu fassen, vnd zu lesen sind. „Etlich, sagt der Bertasser „haben die Welt geteilt in sieben States vnd rechen „dieselbigen mancherley, machen damit mehr ein Vnord- „nung, denn eine Ordnung. Ich will für mich ne- „men den köstlichen Spruch des trefflichen Propheten „Elia, der hat die Welt fein geteilet in drey Alter, vnd „damit angezeigt die höchsten Veränderungen in der „Welt, auch, wenn Christus hat kommen sollen, wie „lang auch diese Welt weren soll, vnd lautet also,
 „Der Spruch des Hauses Elia.

„ Sechstausend jar ist die Welt und darnach wird sie zubrechen.

„ Zwey tausend oed.

„ Zwey tausend das Geseß.

„ Zwey tausend die Zeit Christi.

„ Vnd so diese Zeit nicht ganz erfüllet wird, wird es „seelen vmb vnser sünde willen welche groß sind, „

Nach dieser Einrichtung ist das Werk in drey Bü- cher getheilet. Das erste geht von Adam bis auf Abraham. Das andere hat die Ueberschrift: von den vier Monarchien, darein auch zweytausend Jahr gefasset sind. Das dritte fängt sich mit der Geburt Christi an, die in das 42 Jahr der Regierung Augusti und ins 3954 nach Erschaffung der Welt gesetzt wird. Nach der vorerwähnten Prophezehung sollte sie in das 4000 Jahr kommen: allein dieses läßt sich leicht entschuldigen. Nu feilet wenig an den vier tausend, aber der Prophet hat dabey an- gezeigt, das Gott etwas zuvor kommen, und zum Ende eilen werde. Das Werk geht bis auf 1532 welches auch das Jahr ist, darinnen es verfertigt

und gedruckt worden. Denn der Beschluß wird mit folgenden Worten gemacht:

„Dieweil ich sehe, daß man ob langen Büchern
 „verdrossen wird, habe ich diese Chronica desto kürzer
 „gemacht, vnd mich doch zum höchsten bevolffen, die
 „treffentlichsten verenderungen vnd sachen, der höhi-
 „sten Monarchien anzuzeigen, die zu wissen jnn viel
 „wege nützlich vnd gut ist. Vnd wil hir den leser
 „widderumb verinnern, des spruchs Elie droben ge-
 „sagt, das die welt sol 6 tausent jar bleiben, Nu
 „sind in diesem jar nach der geburt Christi 1532 onge-
 „ferlich 5474 jar nach anfang der welt, Derhalben
 „zu hoffen, wir sind nu nicht fern vom Ende, Da-
 „bey ist zu merken, das wir beste fürsichtiger sein sol-
 „len, so wir hören, daß die letzte zeit da sey, denn
 „alle schrifft drowet, Ja auch der Himmel selb, mit
 „schrecklichen Zeichen, Finsternus vnd Coniunction.“
 u. s. f. Zulezt folgt noch eine Tabula annorum
 Mundi aus der Bibel vnd den bewerten Hi-
 storien, wo wiederum das Jahr 1532. den Schluß
 macht. Am Ende steht, Gedruckt zu Wittem-
 berg, durch Georgen Rhaw.

Dieses kann unsern Lesern von dem Werke über-
 haupt einen Begriff geben. Wir hoffen aber nicht
 unrecht zu thun, wenn wir noch einige besondere Um-
 stände dabey anmerken. Bey Gelegenheit der Nach-
 kommen Noah, werden die Länder in einer Charte
 vorstellig gemacht, die sie unter sich getheilt. Wir
 wollen von dieser Charte weiter nichts erwähnen, als
 daß auf dem Meere, so zwischen Europa, Asien und
 Africa ist, mit großen Buchstaben Mare steht. Die
 Nachricht aber von Japhet, der für der Europäer
 Stamm-

Stammvater gehalten wird, ist noch einiger Anmerkung werth. Er ist nach des Verfassers Gedanken der Poete Japetus, und „von seinem son Jauan „odder Jaon kommen die Grecken, welche Jones „heissen, denn dise und die elstisten Grecken, vnd das „wort Jauan odder Jaon, ist der nam Janus, welchen die Latini darumb haben mit zweien angesicht „gemalet, das er ein vater beider völker, der Grecken „vnd der Latinen gewesen ist, haben ihn auch geehret, „besonders, so man etwas angefangen hat, damit „anzuzeigen, das Jaon ihr vater gewesen sey, Jaus „ons son hat geheissen Cethin, daher kommen Macedoner, wilchs beweiset wird, durch das erste buch „Machabeorum, vnd das wort Macethim, heisset „auff Ebreisch von Cethim, daraus ist das wort Maccedon worden.

In dem Stücke das die Geschichte des jüdischen Volks, aus der Schrift erzählt ist nichts, das wir unsern Lesern bekannt zu machen, für nöthig hielten, ausgenommen die Redensart, daß gesagt wird: Isaac habe den Jacob und Jacob den Joseph gebohren; und die Anmerkung, daß nach Salomons Tode das Israellische Reich wegen Davids Ehebruch zerrissen worden. Mit der Gefangenschaft des Königes Zedekia, schließt sich die jüdische Geschichte, und wird nachdem gehandelt: von den Grecken, vom Trojaner Krieg, der in Davids Zeiten gesetzt wird, vom Krieg vor Thebe, von Hercule, von Sibylla, welcher Name nach des Verfassers Gedanken, eine Prophetinn überhaupt bedeutet, wie er sich denn einbildet, daß der Sibyllen etliche zu der „heiligen Better zeiten gewesen, von denen man der-

„halben noch köstlich spruch hat, die sie sollen gemach-
 „haben, von Christo, vnd der welt ende, von got-
 „tes gericht vnd dem ewigen leben, welcher Lactan-
 „tius viel anzeucht.“ Weiter wird erzählt, von
 Homero vnd Hesiodo. Vielleicht haben nicht alle un-
 sere Leser die Nachricht vom Hesiodus, die der Ver-
 fasser giebt: „Hesiodus ist hundert jar nach Homero
 „gewesen, wie Porphyrius schreibt, vnd ist ein
 „Pfarrherr gewesen, am Berg Helikon, da ein
 „grosser berühmter Tempel gewesen ist, vnd sein
 „schrift laut zum teil wie ein predigt buch, von guten
 „sitten, denn es sind rechte schöne spruch, von aller-
 „ley tugenden, doch ist nichts da von Christo vnd
 „glauben. Denn diese hohe lar ist bey den Heiden
 „verloschen gewesen, zum Teil ist Hesiodi schrift ein
 „rechter wolgestelter, ewiger Calender, gericht auf der
 „Sonnen lauff vnd erscheinung etlicher stern, die den
 „unterschied der Zeit im jar anzeigen, vnd ist war-
 „lich ein fein lieblich kinderbuch, darinn zu sehen,
 „das die weisen leut in Grecia ire kinder zu diesen
 „schönen künsten gezogen haben, vnd ist der gut
 „fromme man jemmerlich vmbbracht, durch etliche
 „seine freund, die jm vndankbar gewesen sind:“
 Hierauf folgt: wenn die Stadt Rom gebawet
 ist, und nach diesem wird von der andern Monar-
 chie gehandelt. Dabey befindet sich auch ein Artikel:
Wennerstlich die philosophi inn Grecia gewes-
 sen sind. Es wird darinne einige Nachricht von
 den beyden Häuptern der Ionischen und italischen
 Schule, dem Thales und Pythagoras gegeben, von
 welchem letztern gesagt wird: daß er ein Münchle-
 ben geführt mit seinen schulern. Der Verfasser

fer schließt diese Nachricht folgendergestalt: „Vnd bis
 „sey genug vom anfang der Philosophi, damit man
 „sehe, wenn die kunst auffkommen vnd gestigen sind.
 „Hernach wil ich etlicher gedencken zu ihrer Zeit, die
 „die Philosophi gebessert haben, deren doch wenig
 „sind, denn es sind seer wenig Philosophi gewesen,
 „die dieses eerlichen namens würdig sind, darumb ich
 „ihr auch nicht viel nennen wil.“ Dieses Verspre-
 chen erfüllt der Verfasser einige Blätter darauf, wo
 er unter der Ueberschrift: Von Philosophis, vom
 Hippokrates, Sokrates, Plato, Eudorus und Ari-
 stoteles handelt. Bey der vierten Monarchie, wer-
 den die Kaiser nach der Reihe erzählt, und unter
 Aureliano, welches der dreysigste ist, wird von den
 Manicheern gehandelt, dabey der Verfasser hinzusetzt:
 „Zu vnsern zeiten war Thomas Münzer seer auff
 „diese ban geraten.“ Bey jedem Kaiser wird der
 Pabst genannt, der unter seiner Regierung gewesen
 ist, wozu der Anfang unter dem Kaiser Nero, mit
 des Apostels Petrus Tode gemacht, und wo für seinen
 Nachfolger Linus angegeben wird. Von Marco
 Antonino Philosopho heißt es unter andern: „Er
 „hat viel ehrlicher Leges gemacht, die man noch hat,
 „hat auch Bücher geschrieben, die ich gesehen habe.“
 Vielleicht schien dem Verfasser das Bücherschreiben
 so ungläublich, daß er seine eigne Erfahrung anzu-
 führen für nöthig hielt. Eben an diesem Orte wird
 auch vom Sternkündiger Ptolomäus Nachricht gegeben.

Die Zerstörung der vierten Monarchie, wird in
 die Zeiten des Kaisers Arkadius in das Jahr Christi
 398. gesetzt, und dabey von den Gothen gehandelt; von
 welcher Nachricht wir ein Stück hersehen wollen.

„Es ist nicht ein Volck Gotthen, Wenden, Rugen,
 „Hunen, sondern Gotthen sind Teutsche, aus der
 „Insel Gotland, vnd haben sich gesagt, etwa in Li-
 „vonia vnd Liba, welche land an Gotland liegen,
 „darumb Procopius recht schreibt, daß es Cimmery
 „vnd Gete sind, Dieses Volck ist erfur gezogen, an
 „Thracia vnd Hungern, zur Römer Zeiten, vnd
 „haben sich die Keiser unterstanden, sie zurück zu
 „treiben, haben aber nichts ausgericht, Vnd ich habe
 „den anfang ihrer Historien vnder Decio gesagt:
 „Denn die schlacht Decy, ist die erst grosse schlacht
 „gewesen, so die Römer mit ihn gethan haben, dar-
 „inne auch Decius erschlagen ward, Wiewol nu die
 „Keisar, hernach viel mit ihn zu thun gehabt, sind
 „doch die Gotthi an Thracia vnd Hungern blieben,
 „haben auch lender vmb Constantinopoli inn Asia
 „eingenommen, Man sagt, das noch Gotthi in Tau-
 „rica Chersoneso wohnen, vnd teutschreden, vnd sich
 „nennen Gotthos, Aber aus Hungern vnd Thracia
 „sind die Gotthi also wegkommen, das sie erstlich
 „selb von dannen in Italien, vnd hernach in Hispan-
 „nien zogen sind, darnach sind Wenden und Hunnen
 „aus Scythia kommen, die haben die vbrigen Gott-
 „hos auffgefressen, Die Hunnen haben sich inn Hun-
 „garn gesezt, die Land hinter vnd neben Hungarn,
 „haben die Wenden eingenommen.

Wir haben dieses in die deutsche Geschichte ein-
 schlagende Stücke deswegen hergesezt, damit unsere
 Leser eine vollständige Probe, sowohl von der Schreib-
 art des Verfassers, als von seiner Rechtschreibung
 hätten, bey welcher letzten z. E. anzumerken ist; daß
 die selbständigen Wörter durchgehends ordentlich mit
 kleinen

kleinen Anfangsbuchstaben geschrieben sind, und daß man an den Enden der Perioden selten einen Punct, sondern nur ein Comma findet, ausgenommen, wo die Periode zugleich einen ganzen Absatz schließt. In den übrigen Fällen sieht man den Anfang der neuen Periode, aus dem großen Anfangsbuchstaben, seines ersten Wortes.

In der Beschreibung der deutschen Kaiser, wird der Reformation am Ende von Maximilians Regierung, ganz kurz mit folgenden Worten gedacht: „Nach Julio secundo, ward Babst Leo X, ein son Laurentii Medicis, Zur zeit Leonis anno 1517. hat hat Martinus Luther erstlich widder den Ablass geschrieben, vnd sind hernach viel Disputationes erregt, Daraus nu eine grosse spaltung inn Deutschland worden ist.“ Zwingels Lehren aber werden unter Carl dem V, folgendergestalt erwähnt: „Anno 1525. haben Johannes Decolampadius zu Basel, vnd Ulrich Zwingli, erstlich Schriften ausgehen lassen, darinn sie den verdampften irthumb Berengary vernewet haben, das Christus leib vnd blut nicht im Nachtmal Christi warhafftiglich gegenwertig sey, Wiewohl der vnnsinnig man Andreas Carolostad, im jar zuuor, den Vnlust angefangen hat.

Des Reichstages zu Augspurg 1530. wird zwar erwähnt, aber des übergebenen Glaubensbekenntnisses mit keinem Worte gedacht, sondern nur gesagt: „Vnd waren des mehrer teil Fürsten da, vnd empfangen den Kaiser mit aller reuerenz, Vnd wiewol der Keisar viel Handlung fürname, die Vereinigkeit inn der Religion mit gute zu friede vnd ei-

„nigkeit zu bringen, ist's doch nicht vollendet, sondern endlich hat der Keisar lassen ein Edict ausgehen, die alten Ceremonien vnd lahr, jnn der Römischen Kirchen gewöhnlich, zu halten.“

Der Verfasser hat sein Werk durchgehends deutschen Lesern zu Gefallen geschrieben, und sich daher in Untersuchungen, die zu viel Gelehrsamkeit erforderten, nicht eingelassen. Wir müssen auch seine Liebe zum Vaterlande, die er durchgehends bezeuget rühmen: wie er den auch unter den deutschen Kaisern eben so vollkommene Muster, und noch bessere als unter den römischen zu finden glaubt.

Das Werk beträgt 170. Blätter, welche mit arabischen Ziffern nur auf der ersten Seite bemerkt sind. Dieses fängt sich aber nur mit dem vierten Bogen an, dessen erste Seite die Zahl 16 führet. Die Blätter der drey ersten Bogen sind gar nicht gezählt.

Aus dieser Nachricht wird erhellen, daß Cario dieses Werk unter seinem Namen herausgegeben. Es ist auch von der lateinischen Ausgabe, die wir damit vergleichen können, und deren Titel wir anfangs angeführt unterschieden, und stimmt nicht weiter damit überein, als zwo Universalhistorien mit einander übereinstimmen können. Das lateinische ist viel weitläuftiger, und enthält lauter Abhandlungen von Dingen, die in dem Deutschen nicht einmal berührt sind; wie es denn auch mit mehr Nachdruck und Gelehrsamkeit geschrieben ist. Da wir vom Carion aber angeführt, wie seine Absicht gar nicht gewesen, eine ausführliche Chronike zu schreiben; sondern nur die vornehmsten Geschichte Ungelehrten zu Gefallen, kurz zusammen zu fassen: so sieht man leicht, wie wenig das lateinische

nische Werk mit diesem Endzwecke übereinstimme, welches sowohl wegen seiner Sprache, als Ausführlichkeit für Gelehrte ist. Wir können also bey Baylens Zweifel nicht anders urtheilen, als daß das deutsche Exemplar, so wir vor uns gehabt, Carions eigenes Werk, ohne Melanchthons Verbesserung sey. Da aber Melanchthon ebenfalls einen deutschen Aufsatz soll gemacht haben: so wünschten wir, daß man denselbigen auffuchen möchte, um ihn mit Carions Arbeit zu vergleichen; denn allem Ansehen nach, hat man den ersten Aufsatz Melanchthons in den folgenden lateinischen Ausgaben sehr vermehrt.

* * * * *

VII.

Eine Abhandlung, worinnen erwiesen wird: Daß die Wahrscheinlichkeit der Vorstellung, bey den Schauspielen eben so nöthig ist, als die innere Wahrscheinlichkeit derselben.

Es wird wohl kein vernünftiger Mensch, welcher eine Einsicht in das Wesen der Schauspiele hat, in den Gedanken stehen: die Schauspiele überhaupt, wären Quellen der Laster und Verderbnisse des gemeinen Wesens. Die regelmäßige Einrichtung der neuern Schaubühne widerlegt dergleichen Meinungen so vollkommen, daß sie nicht mehr bestritten zu werden verdienen. Man ist vielmehr überzeugt, daß die Schauspiele, an und für sich selbst,

Quellen der Tugenden und Störerinnen der Laster sind, und im gemeinen Wesen großen Nutzen schaffen können. Dasjenige Land hat sich also ganz besondere Vortheile zu versprechen, in welchem regelmäßige Schauspiele aufgeführt werden. Ob aber solche Vortheile bisher bey vielen Menschen erhalten worden sind, und ob auf die Verbesserung der Schaubühne der gehoffte Nutzen gefolget ist? das ist eine andere Frage; welche man, leider! mit Nein beantworten muß. Die Ursachen hiervon sind so bekant; daß man etwas unmögliches unternehmen würde, wenn man sie alle anführen wollte. Wer kennt nicht das Vorurtheil der meisten, welche die Schauspiele besuchen; nach welchem sie die Belustigung für den Hauptzweck der Schauspiele halten? Wer kennet nicht die Meynungen der unverständigen Verfolger der Schaubühne, nach welchen sie allezeit eine vorseßliche Sünde zu thun glauben, wenn sie dieselbe besuchen? Hierinn bestärket sie ein frommer Eifer derjenigen, welche bey ihnen im Ansehen stehen, und welche zwischen der ihigen Verfassung der Schaubühne, und den ehemaligen Gaukeleyen ärgerlicher Landstreicher, keinen Unterscheid zu machen wissen. Diese suchen die Aufführung aller Schauspiele, auch der regelmäßigsten, mit allen Kräften zu verhindern, und sprechen den Schauspielern die unbarmherzigsten Urtheile. Schlechte Mittel zu Beförderung des Nutzens der Schauspiele! Gewiß, so lange man noch so niederträchtige Begriffe von denselben haben wird; so lange wird man auch auf die Erreichung ihres Endzwecks vergebens warten.

Die Schauspieler selbst, nehmen auch an der Verhinderung großen Theil. Weil sie sich von ihrer Kunst selbst nähren müssen: so sehen sie sich genöthiget, die Vorstellung der Schauspiele, auch der regelmäsigsten, nach dem verderbtem Geschmacke ihrer meisten Zuschauer, das ist, unregelmäsig und unwahrscheinlich einzurichten. Wollten sie sich diesen nicht gefällig erzeigen: so würden sie, wenigstens ihrer Meynung nach, ihrem Vortheile zuwider handeln. Daher kömmt es, daß ihre Schaubühne nicht nur ihre Zuschauer nicht bessert, sondern wohl zuweilen verschlimmert. Wie nützlich, wie nöthig wäre es also nicht, daß, auf Unkosten des Staates, Gesellschaften geschickter Schauspieler unterhalten, und mit auserlesenen Stücken und gewissen Befehlen versehen würden; deren Schauplätze ein jeder frey besuchen, und sich da aus den regelmäsigten Vorstellungen regelmäsigter Schauspiele, mit Nutzen erbauen könnte! Wie glücklich würde nicht eine Stadt, ja ein ganzes Land seyn, wenn das Volk die sinnlichen Vorstellungen der Tugenden und der Laster, eben so ungehindert und öffentlich ansehen könnte, als es andere öffentliche Derter, in der Absicht, sich zu erbauen besucht! Dieses alles ist zwar sehr möglich: aber es wird nicht eher zur Wirklichkeit gelangen, als bis die Schauspieler nicht mehr von ihren Zuschauern den Lohn für die Aufführung eines jeden Stückes zu empfangen haben, und bis diejenigen, in deren Gewalt es steht, die Schauspieler zu öffentlichen Amtspersonen zu machen, einen bessern Geschmack an der wahren Schönheit der Schauspiele bekommen werden.

Indessen muß man sich doch nichts abschrecken lassen, die Hindernisse, welche der Erreichung ihres letzten Endzweckes im Wege stehen, nach und nach hinweg zu räumen; damit sie demselben immer näher und näher kommen mögen. Vor allen Dingen ist es nöthig, für die Wahrscheinlichkeit in den Schauspielen besorgt zu seyn. Und da die Nothwendigkeit der innern Wahrscheinlichkeit von großen Kennern und Kunstrichtern bereits unwidersprechlich bewiesen, auch von ihnen mit Festsetzung vortrefflicher Regeln, für dieselbe gesorget worden ist: so muß sich ein vernünftiger Bertheidiger der Schaubühne, eben dergleichen nütliches Geschäfte mit der Wahrscheinlichkeit der Vorstellung vornehmen.

Ich will hiermit keinesweges sagen, daß von glücklichen Beförderern der Schaubühne, bisher noch nicht für die Wahrscheinlichkeit der Vorstellung wäre ge-eifert worden. Nein: die Erfahrung lehret vielmehr das Gegentheil. Ich sage nur, daß es, weil es nöthig war, vorher die innere Wahrscheinlichkeit einzuführen, nicht mit so großer Sorgfalt geschehen ist, und daß dieselbe bisher noch viel weniger, als die innere Wahrscheinlichkeit zur Wirklichkeit gelanget ist.

Ich werde also im nachfolgenden einen Versuch thun, zu beweisen: Daß die Wahrscheinlichkeit der Vorstellung, bey den Schauspielen, eben so nöthig ist, als die innere Wahrscheinlichkeit der dramatischen Fabel. Wird meine Bemühung einigen Nutzen nach sich ziehen: so werde ich mich dafür nicht nur vollkommen belohnt sehen; sondern ich werde mich auch für verbunden halten, in meinem Eifer für die Aufnahme der Schaubühne
fortzu-

fortzufahren, und mein Möglichstes zur Erreichung aller ihrer Vollkommenheiten beyzutragen. Die Regeln der Wahrscheinlichkeit in der Vorstellung werde ich nicht anführen; weil sie eigentlich zu meinem Zwecke nicht gehören, und größtentheils ohne viele Mühe, von den Schauspielern, wenn diese nur wollen, beobachtet werden können.

Ich muß vor allen Dingen die Begriffe von der innern Wahrscheinlichkeit, und von der Wahrscheinlichkeit in der Vorstellung, erklären und auseinander setzen. Ich setze zum Voraus, daß die Wahrscheinlichkeit in der Dichtkunst, und also auch in den Schauspielen überhaupt, in einer Aehnlichkeit des Erdichteten, mit dem, was wirklich zu geschehen pflegt, bestehe. Nach dieser Erklärung muß ich die zwei Arten der Wahrscheinlichkeit in den Schauspielen bestimmen.

Wenn der Dichter bey Verfertigung eines Schauspieles beständig den Lauf der Welt, und die Handlungen, Gemüthsarten und Neigungen aller Arten von Menschen vor Augen hat, und nach diesem den Zusammenhang und die Handlungen des Schauspieles sorgfältig einrichtet; wenn er die Einheit der Handlung, der Zeit und des Ortes genau beobachtet; kurz, wenn er ein solches Schauspiel verfertigt, welches einer wahren Geschichte so nahe kömmt, als es bey Erdichtungen möglich ist: so sagt man, er habe die Regeln der innern Wahrscheinlichkeit in Acht genommen. Die Wahrscheinlichkeit der Vorstellung aber, geht den Dichter gar nichts an, und kann nur von den Schauspielern, und zwar größten theils von dem Aufseher derselben beobachtet werden. Und dieses

ses geschieht alsdann, wenn sie in ihren Vorstellungen das Aeußerliche derjenigen Personen, welche sie spielen, völlig annehmen, so, daß es scheint, als ob sie die vorgestellten Personen selbst wären: wenn sie die Mienen, die Geberden, die Sprache, die Stellung und die Kleidung derselben ungezwungen nachahmen; wenn sie in der Auszierung der Schaubühne nicht wider die Aehnlichkeit mit dem Orte, welcher durch den Schauplatz vorgestellet wird, verstoßen; kurz, wenn sie ihre Rolle so spielen, daß es die Zuschauer dünket, als ob sie nicht Schauspieler, sondern Leute vor sich sähen, welche ihre Reden und Handlungen in unverstelltem Ernste vornähmen. Dieses ist die Wahrscheinlichkeit der Vorstellung. Von dieser will ich beweisen, daß sie eben so nöthig sey, als die innere Wahrscheinlichkeit.

Ehe ich dieses noch thun kann, muß ich zeigen, warum die innere Wahrscheinlichkeit in den Schauspielen nöthig ist. Der letzte und hauptsächlichste Endzweck der Schauspiele ist die Erbauung der Zuschauer. Diese sollen durch eine sinnliche lebhaft und natürliche Vorstellung berühmter Handlungen zur Nachahmung derselben angereizet, und durch eben dergleichen Abbildung auslachenswürdiger Laster, von denselben abgeschrecket worden. Wie kann aber durch unwahrscheinliche und sich selbst widersprechende Schauspiele dergleichen Endzweck erreicht werden? Welcher Zuschauer wird wohl so leichtgläubig seyn, und die Geschichte, welche durch solche Schauspiele vorgestellet werden, für möglich halten? Und wie kann er eine berühmte Handlung, oder ein Laster, welche er für unmöglich hält, nachahmen oder verabscheuen?

scheuen? Er wird die Möglichkeit der Handlung mit der Möglichkeit der Geschichte vermengen, und weil er in der einen so viel Widerspruch findet, auch die andere für ein Unding halten, und also wenig Reizungen zur Erbauung in sich empfinden; indem er die Ausübung der vorgestellten Handlung zwar auf der Schaubühne, nicht aber im gemeinen Leben für möglich halten wird. Fällt nun also die Erbauung der Zuschauer hinweg; so wird der letzte Endzweck der Schauspiele ganz und gar verfehlet, und es bleibt nichts übrig, als, und zwar nur bey Unverständigen Zuschauern, die Belustigungen der Sinne: welche aber, wenn sie nicht mit der Erbauung verbunden, und zur Beförderung derselben behülflich ist, weiter keinen Nutzen schaffet, als daß sie den Geschmack der Zuschauer verderbt. Wer wollte also noch daran zweifeln, daß die innere Wahrscheinlichkeit in den Schauspielen höchst nöthig sey? indem der Endzweck dieser letztern nicht erreicht wird, wenn man jene nicht beobachtet.

Ich habe mir nunmehr den Weg zum Beweise meines Satzes gebahnet. Die Ausführung desselben wird mir um desto leichter fallen, je genauer der Beweis meines vorangeschickten Satzes mit ihm verbunden ist. Wosfern ich nur beweisen kann, daß die Unwahrscheinlichkeit der Vorstellung, bey den Schauspielen, die Erreichung ihres Endzweckes hindert: so ist die Wahrheit meines Satzes ausgemacht; weil auch die innere Wahrscheinlichkeit der Schauspiele eben wegen der Erreichung ihres Endzweckes nöthig ist. Nichts ist aber leichter, als dieser Beweis; indem die Unwahrscheinlichkeit der Vorstellung zum Theil
aus

aus eben dem Grunde, der Absicht eines Schauspieles zuwider ist, aus welchem die innere Unwahrscheinlichkeit dieselbe verhindert.

Das Aeußerliche der vorstellenden Handlung macht die Möglichkeit derselben verdächtig, wenn die Mienen, die Geberden, die Sprache, die Stellungen, die Kleidungen der Schauspieler und die Verzierungen der Schaubühne nicht so beschaffen sind, als sie würden gewesen seyn, wenn die erdichteten Handlungen ehemals eine wirkliche Geschichte gewesen wären. Noch mehr: die Nachlässigkeit und Ungeschicklichkeit der Schauspieler macht die Schauspiele da lächerlich, wo sie gar nicht lächerlich seyn sollen; so, daß man das Ernsthafte, oder auch das wahre Lächerliche nicht wahrnimmt. Wo will alsdann die Erbauung; wo will die Nachahmung; wo will die Verabscheuung herkommen?

Läuft dieses nicht gerade wider den letzten Endzweck der Schauspiele? Welcher Zuschauer wird sich bewegen lassen, sich die Handlungen eines Schauspieles zum Muster seines Lebenswandels vorzustellen, wenn er sieht, daß es denen Personen, welche er vor sich hat, mit allen ihren Handlungen kein Ernst ist?

Ich will von den hauptsächlichsten Ungereimtheiten, welche die Schauspieler, auch diejenigen, welche sich gegenwärtig für die regelmäzigsten ausgeben, ja deren Vorstellungen, vielen ganz unverbesserlich zu seyn scheinen, fast in allen ihren Schauspielen begehen, etwas genauer reden. Ich will ihre gewöhnlichen Verzierungen der Schaubühne zuerst betrachten. Und wie oft vergehen sie sich hier nicht; indem sie bald diesen, bald jenen Ort mit andern verwechseln, und ihren Zuschauern die Mü-

he

he machen, daß sie in ihren Gedanken die Handlungen der spielenden Personen, von dem Orte, an welchem sie dieselben vornehmen, absondern müssen! Hieher gehören auch die Verwandlungen der Schaubühne. Ob gleich diese, in so fern ein unregelmäßiges Schauspiel dieselben erfordert, den Schauspielern nicht zur Last zu legen sind: so kann man diese doch alsdann einer großen Ungereimtheit beschuldigen, wenn sie ohne alle Ursache, und ohne einige Vorschrift des Dichters die Schaubühne verwandeln. Also habe ich, bey der Aufführung des verheiratheten Philosophen, die Schaubühne im Anfange des Schauspieles, als eine Studierstube vorgestellt gesehen, welche sich auch hieher sehr wohl schickte. Aber warum, bey Eröffnung des zweyten Aufzuges, ein Saal daraus ward, das kann ich diese Stunde noch nicht einsehen. In dem ganzen Schauspiele ist nicht die geringste Ursache vorhanden, warum die Unterredungen der Personen, nicht auf der Studierstube, sondern auf einem Saale vorgehen müssen. Denn da hernach Arnold mit seinen Gästen speiset, so geschieht dieses nicht auf der Schaubühne vor den Zuschauern; sondern, da einer nach dem andern vom Tische läuft, so kommen sie zu einer Thüre heraus auf den Saal: daß man also nicht denken darf, die Schaubühne hätte einen Speisesaal vorstellen müssen, damit darauf hätte gespeiset werden können. Ueber dieses, da Arnolds Better kommt, fragt er Arnolden: ob er ihn im Studieren störe? Nun ist es ja wohl glaublicher, daß er diese Frage vielmehr an einem Orte gethan habe, wo Arnold ordentlich zu studieren pflegte; als da, wo er in solchen Beschäftigungen

nicht zu suchen war. Aus diesem allen erhellet, daß die Studierstube in diesem Schauspiele, ohne Ursache und unrecht in einen Saal verwandelt wird. Es kann dem Aufseher der Schaubühne hier nicht zur Rechtfertigung dienen: daß es sich nicht schicken würde, daß Reinhold und der Baron mit Arnolds Frauenzimmern, in Abwesenheit dieses letztern, auf seiner Studierstube wären. Ihre Ankunft ist allezeit so beschaffen, daß sie sich mit der Studierstube sehr wohl zusammen reimen läßt. Ich behaupte also, daß diese und dergleichen Verwandlungen der Schaubühne, die Vorstellung eines Schauspieles sehr unwahrscheinlich machen.

Die Lichter, welche allezeit auf der Schaubühne nöthig sind, geben auch nicht wenig Gelegenheit zu unwahrscheinlichen Vorstellungen. Es ist nämlich zuweilen nöthig, daß ein Tisch auf der Schaubühne steht. Diesen pflegen unsere Schauspieler niemals ohne ein, oder ein paar Lichter zu lassen; ohne darauf zu sehen, ob es, den vorzustellenden Handlungen nach, Tag oder Nacht ist? Es werden alle, welchen der verheirathete Philosoph, der Kranke in der Einbildung, der Geizige, und das Gespenste mit der Trummel, bekannt ist, so viel einsehen, daß sich alle diese vier Lustspiele bey hellem Tage anfangen, und auch zum Theil noch einige Tagesstunden dauern. Unfre Schauspieler aber lassen sich dieses nicht abhalten, ein Uebrigcs zu thun, und den Tag mit Lichtern zu erleuchten. In dem verheiratheten Philosophen, sitzt Arnold gleich anfangs am Tische über den Büchern, und auf dem Tische stehen zwey Lichter. Wozu dienet doch dieser Unrath? möchte hier

hier billig mancher fragen. Arnold wird zwar als ein fleißiger Philosoph, aber nicht als ein überstudirter Phantaste vorgestellt; welchem man es noch am ersten zu gute halten könnte, wenn er bey hellem Tage zwey Lichter vor sich auf den Tisch setzt, und dabey studiret. Doch, da Arnold wirklich vormittags, ungefähr um zehen Uhr zwey Lichter vor sich hat: so kann es wohl nicht anders seyn, als daß er sich, durch sein allzuabgesondertes Denken, die Empfindungen seiner Sinne so aus dem Gange gebracht hat, daß er den Tag nicht mehr von der Nacht unterscheiden kann. Wenigstens müssen die Zuschauer so denken.

Eben so abgeschmackt kömmt es heraus, wenn im Kranken in der Einbildung Argan ein Licht vor sich hat, da er die Mahnzettel seines Apothekers durchliest. Soll etwan seine eingebildete Krankheit in den Augen stecken? Davon findet man im ganzen Schauspiele kein Merkmaal. Zudem behilft er sich hernach durchgehends ohne Licht. Oder kann er etwan Alters wegen nicht gut sehen? Ist dieses; warum setzt man ihm nicht eine Brille auf die Nase? Doch auch von seinem Alter ist nichts im Schauspiele enthalten.

Aber warum mögen sich wohl im Gespenste mit der Trummel, Gotthard, Peter und Michel ein paar Lichter angezündet haben, da sie ein Glas Wein mit einander trinken? Vielleicht wollen sie sich eine Pfeife Toback dabey anzünden? Vielleicht wollen sie das Gespenste durch den Schein derselben vertreiben? Wer kann es den Zuschauern verargen, wenn sie bey so ungereimten Vorstellungen solche wunderliche Gedanken haben? Schädliche Unachtsamkeit der Schauspie-

ler! Wer braucht denn die Lichter am Tage? und was sollen sie denn in Schauspielen vorstellen, worinn die Handlungen am Tage vorgehen? Antwort: Es steht ein Tisch da, und der Gebrauch und die Dunkelheit der Schaubühne erfordern es, daß auf demselben Lichter stehen müssen. Schlechte Verantwortung! Steckte man an den Nertern der Schaubühne, wo es die Wahrscheinlichkeit nicht verletzet, eine genugsame Anzahl Lichter auf: so würde man nicht nöthig haben, sie dahin zu setzen, wo sie so viel nütze sind, als eine Lampe in der Sonne, und wo sie das beste Schauspiel durch Unwahrscheinlichkeit verderben.

Noch eins will ich bey der Verzierung der Schaubühne gedenken. Es werden uns auf derselben oft Zimmer vorgestellt, aber nur als lauter leere Wände. Selten wird man einige Stühle darinnen gewahr, und wenn sie auch da sind, so sind sie doch nicht so geordnet, wie es sich in einem aufgeräumten Zimmer gehöret. In Trauerspielen aber, worinn griechische und römische Handlungen vorgestellet werden, kommen fast gar keine vor. Und warum das? Haben sich denn diese Völker, wie die Juden, auf die Erde zusammen gelegt, wenn sie zusammen gekommen sind? Doch ich erinnere mich, daß ich auch Römer in Trauerspielen habe sitzen sehen. Aber worauf saßen sie? Etwan auf solchen Sesseln, wie sie bey ihnen gebräuchlich waren? Weit gefehlt! daß unsere Schauspieler sich darauf besinnen sollten, daß man in dem alten Rom, von den istsigen Modestühlen eben so wenig etwas gewußt hat, als es wahrscheinlich ist, daß Cato auf einem Großvaterstuhle gestorben

ben ist. So natürlich wissen uns diese beliebten Leute den Ort der vorzustellenden Handlungen auf der Schaubühne vor die Augen zu malen! Wer sollte wohl zweifeln, daß er im Geiste ein altes römisches Zimmer sähe, wenn er eine auf so gut römisch ausgezierte Schaubühne vor sich hat.

So viel mag von den Ungereimtheiten, welche die Schauspieler in den Verzierungen der Schaubühne begehen, genug seyn. Ich will mich nun zu ihnen selbst wenden, und zeigen, wie ihre Rede und Aussprache die Vorstellung eines Schauspietes sehr unwahrscheinlich machen. Es fällt einem Zuschauer überaus schwer, zu glauben, er sähe unverstellte Handlungen: wenn die Schauspieler die Reden, welche ihnen der Dichter in den Mund legt, nicht durch eine, jeder vorkommenden Leidenschaft eigene Aussprache, gelassen, beweglich, munter, heftig und nachdrücklich machen; kurz, wenn sie nicht die Leidenschaften, welche jeder Person, die sie spielen, zukommen, durch eine geschickte Verstellung anzunehmen wissen. Sie müssen ein so getreues Gedächtniß haben, daß sie alle ihre Reden, ohne ein Wort zu verfehlen, so ordentlich hersagen können, als wenn sie iho erst dasjenige dächten, was sie reden. Aber hierinn werden in allen Schauspielen grobe Fehler begangen. Was soll der Zuschauer denken, wenn er so oft die Anfangsworte einer Rede vorher hinter den Scenen hervorschalten, und hernach erst von der rechten Person auf der Schaubühne aussprechen höret? Wenn der Schauplatz allezeit einen Wald, oder einen steinernen Saal vorstellete: so würde er vielleicht eine von diesen zwei Stimmen für das Echo halten. Aber auch dieses

würde nicht möglich seyn, weil das Echo, ordentlicher Weise, nicht vor der rechten Stimme vorhergeheth, sondern ihr nachfolget. Es sind und bleiben also das Stocken und Einhelfen, zwo von den größten Ungeheimtheiten, die auf der Schaubühne begangen werden. Ich frage aber: was denkt der Zuschauer hierbei? wenn ich ernstlich antworten soll: so kann ich nicht anders sagen, als dieses: daß er die Schaubühne mehr für eine Kinderschule, als für eine Schaubühne halten muß; weil er auswendig hersagen und einhelfen höret. Eben diesen Begriff von der Schaubühne, macht ihm auch das öftere Wiederholen etlicher Worte, ja wohl gar etlicher Zeilen, wenn der Schauspieler einige vorhergehende außen gelassen hat. Schlechte Begriffe! Diese werden wenig heilsamen Eindruck in das Gemüthe der Zuschauer machen lassen. Ich will also nur ein paar Worte von der Austheilung der Rollen unter die Schauspieler sagen. Wie schlecht wird hier nicht die Wahrscheinlichkeit beobachtet, wenn ein weibischer Jüngling einen berühmten und furchtbaren Helden; ein männlicher und ernsthafter Mann aber die lustige Person eines Dieners, oder eine älternde Frau eine junge blühende Schönheit, vorzustellen bekömmt? Haben nun gleich die Schauspieler selbst nicht Schuld daran, in so weit sie thun, was ihnen befohlen wird: so verliert doch das Schauspiel sehr viel von seiner Kraft und Wahrscheinlichkeit dadurch. Horaz hat dieses ausdrücklich verbothen, wenn er in seiner Dichtkunst schreibt:

Ne forte seniles
Mandentur iuueni partes,

Den Jüngling laß du nie des Greises Rolle machen.

Und

Und wie klingt es auch, wenn auf den Opernbühnen ein Castrat den großen Alexander, das Schrecken Asiens, mit einer Discantstimme spielt; oder sonst auf der tragischen Bühne, eine Altstimme den Achilles und Cäsar vorstellen soll? Warum theilt man nicht lieber einem jeden Schauspieler eine Rolle zu, die sich zu seiner Fähigkeit schickt? Und welcher Zuschauer kann sich des Lachens enthalten, wenn ein verliebter Held oft von einer solchen Schönheit entzückt und bezaubert heißen muß, die doch mit gutem Rechte seine Mutter seyn könnte? Anderer solcher Ungereimtheiten zu geschweigen.

Die Mienen, die Geberden, die Stellungen müssen von ihnen eben so genau in Acht genommen werden, als das Reden und die Aussprache; wenn die Wahrscheinlichkeit der Vorstellung ihre Richtigkeit haben, und wenn ein Schauspiel seinen Nutzen hervorbringen soll. Wie ungereimt, wie lächerlich ist es nicht, wenn auf der Schaubühne sterbende Personen, durch die Stärke ihrer Aussprache, durch muntre Blicke und lebhafteste Geberden verrathen, daß sie nur Schauspieler sind; und wenn sie sonst kein Zeichen ihres nahen Todes von sich geben, als daß sie sagen: Ich sterbe. Ungeschickte Nachahmung des Sterbens! Was kann eine solche Vorstellung in den Gemüthern der Zuschauer, für einen Eindruck machen? Sie werden nichts weniger glauben, als daß diese Person könne gestorben seyn; welche doch durch ihr Sterben dem ganzen Schauspiele den letzten Nachdruck geben sollte. Die Vertheidiger dieser übeln Art der Vorstellung, wenden zwar vor; die Zuschauer würden die Reden der sterbenden Person nicht ver-

U 4

stehen

stehen können, wenn sie allzuschwach reden wollte: allein, zu geschweigen, daß die Wahrscheinlichkeit über alles geht, so müßte der Schauplatz sehr groß und wider alle Regeln eines Schauplatzes gebauet seyn, wenn die Zuschauer auf demselben nicht überall auch schwache Reden sollten hören können. Doch dieses betrifft noch die Sprache der Schauspieler, und von der habe ich schon gehandelt.

Ich komme also auf dasjenige, was ein Schauspiel durch ungeziemende Trachten und Kleidungen unwahrscheinlich macht. Und o wie viel Ungereimtheiten treffe ich hier an! Wie grobe Fehler begehen nicht hierinn noch alle Schauspieler! Ich würde mich, wenn ich den Demokrit sehe, durchgehends des Lachens ohne Mühe enthalten können, wenn mir nicht der König in Athen, Strabo, Chryseis und Cleanthis in ihren neumodischen Kleidern und mehr, als frönsosisch galanten Complimenten, so viel auslachenswürdiges zeigten. Doch weil der unglückliche Verfasser dieses Lustspieles, durchgehends Athen mit Paris verwechselt, und fast nirgends die innere Wahrscheinlichkeit beobachtet hat: so mag es den Schauspielern geschenkt seyn, wenn sie sich durch die Unwahrscheinlichkeit der Vorstellung, bey Aufführung des Demokrits, nach ihrem Dichter bequemen: weil das Schauspiel dennoch unwahrscheinlich und ohne Erbauung bliebe, wenn sie gleich die strengsten Regeln der äußerlichen Wahrscheinlichkeit ausüben wollten.

Was soll ich aber von dem in etlichen Schauspielen vorkommenden Peter, oder dem sogenannten Crispin sagen? Was sind diese doch für Geschöpfe? Und

in welcher möglichen Welt gehören sie zu Hause? Sie sollen Diener vorstellen: aber welcher Herr ist so thöricht, daß er seinen Diener eine solche närrische Liebrey giebt? Und was sind die zwei hölzernen Degen, die Peter in der Tasche führt, für unwahrscheinliche Dinge? In Wahrheit, so abgeschmackt jemals Harlekin und Skaramuß gewesen, so ungereimt sind auch Peter und Crispin.

Wenn sie aber vollkommen regelmäßige Schauspiele durch die Unwahrscheinlichkeit ihrer Vorstellung verderben, und dadurch den Endzweck derselben verhindern: so werde ich es ihnen niemals verzeihen. Ich will mich hier, zur Erläuterung des vollkommensten deutschen Schauspieles bedienen, eines Schauspieles, welches nicht nur den größten Beyfall der geschicktesten Deutschen, sondern auch das würdige Lob berühmter Ausländer erhalten hat. Meine Leser verstehen mich schon, daß ich den sterbenden Cato meyne. Wer sollte nicht mit einem patriotischen Eifer für die wahre Wohlfahrt seines Vaterlandes erfüllt werden, wenn er dieses vortreffliche Stück, dieses Muster vollkommener Trauerspiele, aufführen sieht? Wer zweifelt wohl im geringsten an der Erreichung des Endzwecks desselben, wosfern nur dieser nicht durch die Unwahrscheinlichkeit der Vorstellung verhindert wird? Und doch bringt es diese so weit, daß die innere Wahrscheinlichkeit nicht überall bemerkt, und also der Nutzen derselben schwerlich erhalten wird.

Cato, der ernsthafteste Cato, würde sich selbst des Lachens unmöglich enthalten können, wenn er sich einmal auf einer der berühmtesten Schaubühnen erblickte

cken und nicht viel vernünftiger vorgestellet sehen sollte, als das Bild ist, welches uns Horaz im Anfange seiner Dichtkunst gemallet hat. Er würde es kaum auf die höchsten Betheurungen kennen, daß er selbst unter einer solchen Person verborgen wäre. Was würde er wohl bey Erblickung der seltsamen dreyeckigten und hoch besiederten Köpfe denken? des abscheulichen bestaubten Haarbusches; der gefalteten Zierrathen und gleißenden Bedeckungen der Hände; des steifen und weiten Schurzes; der weißen Strümpfe und künstlichen Schuhe, und endlich des zu Rom damals nie gesehenen Pariser Schwerdtchens denken? Würde er nicht die izzigen Zeiten einer großen Unwissenheit in den römischen Alterthümern beschuldigen? Würde er es nicht für höchstungereimt halten, ihn in dieser Gestalt zum Muster der Nachahmung vorzustellen; da der Schauspieler niemanden weniger, als ihn vorstellet? Gewiß, er würde die hartnäckigten Liebhaber und Verfechter solcher vermischten Vorstellungen am besten überzeugen, daß sich ein mit Golde verbrämter Hut, eine Zipselperücke, ein Paar Handblätter und glatte Handschue, ein Paar weiße seidene Strümpfe und ein parisischer Modedegen zwar für einen deutschen Stutzer, aber nicht für einen römischen Cato schicken.

Eben so wenig Wahrscheinlichkeit haben die Kleidungen fast aller andern Personen dieses Trauerspiels. Für was für ein Thier würde man wohl zu Rom die straßenbreite Portia mit ihrer steifen Hülle, und ihrem papagenfärbigen Kopfzeuge angesehen haben, wenn sie sich in der Tracht, welche ihr die unachtsamen Schauspieler anlegen, daselbst hätte wollen sehen lassen? Viel-

leicht

leicht würde man sie, wenn man von der übrig gelassenen römischen Gestalt auf ihr menschliches hätte schließen können, noch zur Noth für eine Lastträgerinn gehalten haben; weil außer dem die breiten Oberflächen ihres noch viel breitem Gewandes ohne Nutzen zu seyn geschienen hätten. Solche Abentheuer waren zu Rom unerhörte Dinge; und welcher Schauspieler sie den damaligen römischen Bürgern andichtet, der malet, wie Horaz von den Verfassern seltsamer und vielfach gestalteter Gedichte sagt:

Das Meerschwein in den Wald, den Eber in das Meer.

Er macht die Handlungen seines Schauspieles unwahrscheinlich, ungläublich, und lächerlich. Er hindert die Erbauung der Zuhörer, und handelt also dem letzten Endzwecke des Schauspieles zuwider.

Wen sollte nun wohl alles dieses, wenn er es recht erwäget, nicht überzeugen, daß die äußerliche Wahrscheinlichkeit der Vorstellung, bey den Schauspielen eben so nöthig ist, als die innere Wahrscheinlichkeit derselben? Sie trägt ja zur Erreichung des Endzwecks der Schauspiele eben so viel bey, als diese: und ihre Nothwendigkeit hat in eben der Endursache ihren Grund, auf welcher die Nothwendigkeit der innern Wahrscheinlichkeit beruhet. Ich halte mich daher von dem Beyfalle meiner Leser für völlig versichert. Was mir aber ein Blinder Eifer für die Vollkommenheiten dieser oder jener Schaubühne, durch andere, einwenden könnte, das muß ich noch beantworten. Ich werde hierbey um so viel weniger Schwierigkeiten finden, je gewisser ich überzeugt bin, daß kein Einwurf, welcher einiges Gewichte hat, meinem Satze entgegen gesetzt werden kann. Verdienet wohl derjenige

ge eine Antwort, welcher deswegen die Wahrscheinlichkeit der Vorstellung für unnöthig hält, weil sie doch niemals zur Vollkommenheit gebracht werden könnte? welcher vorgiebt, ein sterbender Cato und ein Demofrit müßte nicht in deutscher, sondern in lateinischer und griechischer Sprache, auch nicht z. E. in Leipzig, sondern zu Rom und zu Athen aufgeführt werden; wenn man eine so strenge Wahrscheinlichkeit der Vorstellung, als man verlangt, beobachten sollte? Diese unverständigen Gegner vermengen eine wahrscheinliche Erdichtung mit einer wahrhaftigen Geschichte. Auf diese Art würde ja ein Schauspiel, nicht ein Schauspiel, sondern eine wirkliche und unverstellte Handlung seyn. Sie würde alsdann nicht eine Nachahmung, sondern das Vorbild derselben, das ist, die Natur selber seyn. Man fordert zur Wahrscheinlichkeit der Vorstellung nichts, was ihrem Wesen zuwider ist. Sie soll nur so beschaffen seyn, wie es der Endzweck des Schauspiels erfordert, und den höchsten Grad erreichen, welchen sie mit Bestand ihres Wesen und Endzweckes erreichen kann. Würde aber wohl die Erreichung ihres Endzweckes möglich seyn, wenn man sich in Schauspielen todter Sprachen bedienen wollte? Es wäre ja eben so viel, als wenn man einem Tauben ein Märchen erzählte.

Anderer, welche Freunde französisch gekleideter Römer sind, schützen zur Rechtfertigung ihres Geschmacks die unansehnliche Tracht der alten Griechen und Römer vor. Sie sagen: wie schön sollte es nicht eine Schaubühne zieren, wenn Cato mit unbedecktem Haupte, mit einem weißen wöllenen Gewandte, welches fast unmittelbar seinen Leib bedeckt, mit bloßen Füßen, mit
einem

einem breiten römischen Dolche, und überhaupt in der elenden Gestalt eines alten Römers aufgezogen käme? Wer würde nicht die Portia mehr für ein Gespenst, als für ein Frauenzimmer ansehen, wenn sie in ihrem sackähnlichen Ueberhange, und in ihren ungezierten Haaren austräte? Würde wohl ein einziger Zuschauer ein Vergnügen an solchen Schauspielen finden, worinnen so unmensliche Gestalten zum Vorscheine kämen? Dieß ist die Sprache meiner neuen Gegner, welche ich, um sie eines bessern zu belehren, auf den letzten Endzweck der Schauspiele verweise. Dieser ist die Erbauung, und nicht, wie sie glauben, die Belustigung der Zuschauer allein. Ich leugne nicht, daß man bey den Schauspielen auch die Absicht hat, zu belustigen: allein man hat sie nur deswegen, damit man durch die Belustigung die Erbauung befördern könne. Ueber dieses, so habe ich nicht Ursache, es einzuräumen, daß die Kleidungen der alten Griechen und Römer nicht belustigen können. Denn ich glaube gänzlich, daß sie ein weit größeres Vergnügen bey den Zuschauern erwecken müssen, als die ist gewöhnlichen, welche man täglich sehen kann, ohne die Schauspiele zu besuchen. Würden wir uns nicht ungemein vergnügen, wenn wir zu unsern Zeiten alte Römer und Griechen in ihrer unterschiedenen Tracht sollten zu sehen bekommen? Man kann dieses aus dem Vergnügen schließen, welches wir empfinden, wenn wir ist lebende Völker, z. E. Türken, Tartarn, Ungarn, und dergleichen zu Gesichte bekommen? welches Vergnügen doch bey weitem nicht so groß ist, als das im erstern Falle seyn würde; weil wir diejenigen nun mit unsern Augen sehen könnten, von welchen wir so viel gehöret und gelesen,

fen, und von welchen uns unsere Einbildungskraft so mancherley vortreffliche Bilder gemacht hat. Sehen wir doch überdem die Trachten der Alten, in so vielen Münzen, Steinen, und Bildern, nicht nur ohne Ekel und Abscheu, sondern auch mit Vergnügen. Große Herren zieren ja ihre Kunstkammern, Antiquitätensäle, und prächtigsten Gärten mit den Bildsäulen und Marmorbildern alter Römer und Griechen. Jedermann ergethet sich daran, und kein Mensch findet etwas lächerliches dabey. Da uns nun bey beobachteter Wahrscheinlichkeit der Vorstellung, nebst den Handlungen und Sitten jener Alten, auch ihre besondern Trachten dargestellt werden: so muß dieses wohl den Zuschauern zu weit größerm Vergnügen Anlaß geben, als wenn sie alte griechische und römische Sitten und Handlungen, und neue französische Kleidungen in einer Person beyammen sehen müssen. Mein Satz hat demnach auch über den zweyten Einwurf gesieget.

Aber ich habe noch mehr zu streiten, ehe ich meine Abhandlung schließen kann. Man glaubt nämlich, es ließe sich der wenigste Theil der Zuschauer dadurch irre machen, daß man sich auf der Schaubühne nicht eben so genau nach den Kleidungen der Alten Griechen und Römer richtete. Sehr wenigen wären die Alterthümer dieser Völker so bekannt, daß sie wüßten, was zur völligen Tracht eines Griechen oder Römers gehörte. Sie hielten es also für nichts unwahrscheinliches, wenn sie gleich derselben Trachten mit französischen Kleidungen vermischt sähen. Ich antworte hierauf, daß unsere Landsleute, auch die von geringem Stande, so unwissend nicht sind. Sieht man nicht überall öffentliche Gemälde und Bildsäulen, welche uns die Trachten

Trachten der alten Griechen und Römer, mehr als zu deutlich, vorstellen, und allen Menschen die richtige Meynung beybringen, daß jene ganz anders gekleidet gewesen sind, als wir und alle die, so mit uns zugleich leben? Ja sie wissen nicht nur dieses, sondern sie bekommen auch durch diese Abschilderungen so deutliche Begriffe von ihren Vorbildern, daß es sie dünkt, als hätten sie jene Alten selbst gesehen. Ein jeder begreift also, daß es die Zuschauer allerdings irre macht, wenn die Schauspieler in den Kleidungen keine Wahrscheinlichkeit beobachten.

Ich habe noch eine Art von Gegnern wider mich, deren Einwurf ich aber nicht so wohl widerlegen, als belachen kann. Es sind diejenigen, welche alles für recht und schön halten, was die Franzosen thun. Sie wollen deswegen die Verwandlungen der Schaubühne und die französischen Trachten in allen Schauspielen haben, weil die Franzosen beydes für eine Zierde ihrer Schaubühne halten, und besonders sich der französischen Kleider, auch in allen griechischen und römischen Trauerspielen, bedienen. Dieß ist ihr wichtiger Zweifel, welchen sie wider die Wahrscheinlichkeit in den Kleidungen vorbringen. Ich wollte wünschen, daß sie aufhöreten, die Deutschen zu Affen der Franzosen zu machen, und nebst dem wenigen Guten, welches jene diesen abgelernt haben, nicht auch alle ihre Thorheiten mit Gewalt annehmen wollten. Wenn die Franzosen durch widersinnische Vorstellungen der alten Griechen und Römer den Schauspielen die Wahrscheinlichkeit rauben: müssen es ihnen denn die Deutschen nachthun, wenn sie die Schädlichkeit dieser Thorheit einsehen? Wer hat die Franzosen

zu Gesetzgebern, und die Deutschen verbindlich gemacht, jener ihre Gebräuche, wider Vernunft und Ueberzeugung, auf eine mehr, als sklavische Weise nachzumachen und beizubehalten? Man sollte meinen, die Zeit wäre einmal gekommen, da man in Deutschland, ohne zu wissen, daß ein Frankreich in der Welt ist, die Kräfte des eigenen Verstandes und Wises anwenden könnte. Kein vernünftiger Mensch wird also, den Franzosen zu gefallen, durch unwahrscheinliche Kleidungen, den Nutzen der Schauspiele verhindert wissen wollen.* Gesezt aber auch, der Schauspieler handelte recht, wenn er alte Griechen und Römer in französischen Kleidern auf die Schaubühne führete: warum thut er dergleichen nicht auch mit den Türken? Warum auch nicht mit den Spaniern? Deswegen, weil er weiß, daß den Zuschauern die Kleidungen der Türken und der Spanier bekannt sind. Sind ihnen denn aber die Kleidungen der alten Griechen und Römer ganz unbekannt? Ich habe das Gegentheil schon erwiesen. Warum ist er also nur in etlichen Schauspielen für die Wahrscheinlichkeit in den Kleidungen besorgt, und nicht in allen? Es läßt sich hiervon gar keine Ursache erdenken, die zureichend wäre, und etwas anders zum Grund-

* Vernünftige Franzosen aber spotten selbst über diese Ungereimtheit ihrer Schauspieler. So schreibt z. E. der Urheber der Bibliothek des Theatres auf der 89 Seite im Art. Cyrus, wo er den Opernmacher Quinault auslachtet, der die Königin Tomiris nach ihrer verlohrnen Schreibtasel fragen läßt;

Que l'on cherche partout, mes Tablettes perdues,
Et que sans les ouvrir, elles me foient rendues:

Il est à croire, heißt es, que ces tablettes étoient aussi d'usage chesles Reines Persanes (er hat vielleicht Scythes sagen wollen) que les chapeaux, dont les mains de nos Acteurs sont embarassées, l'étoient chez les Heros de la Grece et de Rome.

Grunde hätte, als ein bloßes: Wir wollen nicht. Demnach kann auch dieser Einwurf auf keine Weise mehr vertheidiget werden.

Hier könnte das Ende meiner Abhandlung seyn, wenn ich nicht bey dieser Gelegenheit, da ich von den Verhinderungen des wahren Nutzens der Schauspiele, in so fern sie durch die Schauspieler, und sonderlich durch den Aufseher derselben verursacht werden, geredet habe, noch etwas wegen der gewöhnlichen Nachspiele erinnern wollte. Mich dünkt, diese setzen öfters nieder, was etwa ein regelmäßiges Schauspiel gutes gebauet haben möchte. Ich will dieses keinesweges von allen Nachspielen gesagt haben. Es sind allerdings einige, welche solchen Schaden nicht verursachen. Nur die möchte ich gerne von der Schaubühne verbannet wissen, welche voll Unwahrscheinlichkeit, Niederträchtigkeit, zweydeutiger Reden und Zoten sind, und durch ihre mehr sinnlichen als erbaulichen Vorstellungen die Gemüther der Zuschauer mit schädlichen Bildern so sehr erfüllen, daß die guten welche sie vielleicht durch ein vorhergegangenes regelmäßiges Schauspiel bekommen haben, dadurch wieder verdrungen werden. Wie sehr dieses dem Endzwecke der Schauspiele zuwieder läuft, kann ein jeder einsehen. Ist es denn nun so gar nöthig, daß auf alle Schauspiele ein Nachspiel folgen muß? Ich sehe gar keinen Grund darzu. Müssen sie ja den Beschluß machen, so könnte man doch wenigstens regelmäßige, und solche nehmen, welche die Wirkung des Hauptspieles nicht verhindern. Oder man könnte auch die Zuschauer zum Abschiede mit einem Tanze belustigen, und zwar mit einem solchen, welcher den

XXX. Stück. F Haupt-

Hauptcharacter des vorhergegangenen Schauspieles und die vornehmste Leidenschaft und Handlung, die in demselben geherrschet hat, durch geschickte Bewegungen, Schritte, Geberden, und Minen ausdrückte. Daß dergleichen Tänze gar wohl möglich sind, beweisen die bekantten englischen Tänze, ja selbst die Folie d'Espagne. Ich bin versichert, daß ein solcher Tanz den Zuschauern mehr Vergnügen machen wird, als manches abgeschmackte Nachspiel. Ueber dieses würde er auch die guten Bilder, welche sie von den Handlungen des Hauptspieles haben, nicht verlöschen, sondern vielmehr lebhafter machen. Was hinderts aber, daß dergleichen Vorschläge bey unsern Schauspielern kein Gehör finden? Nichts anders als dieses, daß sie befürchten, die Anzahl ihrer Zuschauer möchte zu sehr abnehmen, wenn sie, da sie ihnen durch die Fragen in ihren Nachspielen den Geschmack bereits verderbt haben, ihnen zum Beschlusse des Hauptspieles eine reinere Art des Vergnügens machen wollten. Es bleibt also dabey, daß aller Eifer vernünftiger Verbesserer der Schaubühne, den Nutzen derselben so lange nicht merklich befördern wird, als die Schauspieler sich von ihrer Kunst selbst werden nähren müssen. Indessen wünschet doch ein jeder patriotisch gesinnter Mitbürger des Vaterlandes, was er gleichwohl noch nicht hoffen kann.

Christlob Mylius.

von Reichenbach in der Oberlausnitz.



VIII.

Gedichte an die Kunstrichter.

Sagt, Richter, die ihr längst der Dichtkunst Wesen kennt,
 Und Unsinn von Vernunft mit klugem Urtheil trennt:
 Wie kömmts, daß man so bald der Schönheit Bild verlieret,
 Und selbst abscheulich wird und andre mit verführet?
 Wo findet man die Bahn darauf man sicher geht,
 Die nicht zum Abgrund führt und nicht zu sehr erhöht?
 Ist's möglich, oder nicht, daß uns ein Lied gellinget,
 Das gleich auf alle wirkt und aller Herz durchdringet?
 Daß man sich bis zum Ruhm der höchsten Kenner hebt,
 Und dem doch sichtbar ist der noch am Staube klebt;
 Daß man nicht dunkel wird, und doch nicht niedrig bleibet,
 Und Schönen noch gefällt, wenn man für Weise schreibet?

Die Bahn ist rauh und schwer, doch zeigt sie die Natur:
 Wer für die Nachwelt schreibt, der folget ihrer Spur,
 Der Dichter ist nicht bloß für Wenige geböhren,
 Er lehrt ein ganzes Volk, er reizet tausend Ohren:
 Er hilft der Wahrheit auf, sein Zweck ist allgemein;
 Er muß der Helden Preis, der Tugend Herold seyn.

Umsonst eilt hier ein Geist auf unbekanntem Wegen,
 Mit übertriebner Kraft der Ewigkeit entgegen;
 Und schöpft sein Gedicht mit Wissenschaften voll,
 Und giebt uns Räthsel auf, wenn er ergehen soll.
 Er sucht in uns vielleicht schon Geister höh'rer Sphären;
 Wir Menschen sind zu schwach sein starkes Lied zu hören.

Wer für die Welt nicht schreibt, vergißt der Dichter Pflicht,
 Ergehen ist ihr Lob, ihr Zweck der Unterricht.
 Was die Vernunft erforscht und aus verknüpften Gründen
 Mit Müh hervorgesucht, den Menschen einzubinden;
 Den Bürgern kund zu thun, was Pflicht und Wohlfahrt heißt,
 Wie Ueppigkeit und Zwist auch Thronen niederreißt;

Im ungezwungnem Scherz dem Hofe das zu sagen,
 Was Leibnitz, Lock und Wolf den Schulen vorgetragen;
 Durch einen eiteln Spott, den träge Seelen fliehn,
 Den Thoren unverhofft die Larve wegzuziehn;
 Was oft Gelehrte quält, den Schönen zu erläutern,
 Und doch die finstre Stirn des Lesers aufzuheitern:
 Dieß ist die seltne Kraft, die in Verwundrung setzt,
 Dieß heißt: ein Dichter seyn, der nützet und ergötzt.

Wer Kenner rühren will, der muß für alle dichten;
 Kan gleich nicht jedermann der Lieder Stärke richten.
 Wie macht es doch Homer, daß ihn auch Plato las,
 Die Jugend ihn verstund, das Alter nicht vergaß?
 Daß eines Griechen Sohn, der sich der Schul entriß,
 Ihn nicht aus Nachbegier gleich an die Wand geschmissen;
 Ihn nicht der dunklen Brut der Schulen bezugählt,
 Und alt darum verflucht, weil er ihn jung gequählt!

Ein Geist, der sich nicht sehr erniedrigt noch erhöhet,
 Vom Davus und Euklid in gleicher Weite stehet;
 Den Einsicht und Verstand vor seines gleichen schmückt,
 Doch seine Munterkeit am Pulte nicht erstickt;
 Mehr weis was ist geschicht, als was vor dem geschehen,
 Den an der Bücher statt der Menschen Herz gesehen;
 Ein wahrer Staatsmann ist, ob er gleich keiner heißt,
 Und nichts aus Einfalt straft und nichts aus Einfalt preißt;
 Der allen Unsinn haßt und keine Possen leidet,
 Und sich mit stiller Lust an fremder Thorheit weidet;
 Der einen leichten Scherz nicht suchet, auch nicht fliehet,
 Und Fehler bald entdeckt und wahre Schönheit sieht:
 Der soll der Richter seyn! und kann man dem gefallen
 So schreibt man allen schön, und so gefällt man allen;
 So wird man durch die Hand der klügsten Leute gehn,
 Und neben dem Horaz und bey dem Caniz stehn.

Ihr Dichter! soll die Welt euch Ruhm und Beyfall schenken,
 So lernt so wohl an sie, als an euch selber denken,

Für Niedre nicht zu hoch, für Hohe nicht gemein,
 Den Schönen angenehm, den Weisen lehrreich seyn:
 Und nicht bis zu der Höh geschweifter Sternen steigen,
 Die ihrer Stralen Glanz bloß durch ein Fernglas zeigens
 Und deren wölkicht Licht, das kaum Casini kennt,
 Nur für den düstern Blick gelehrter Augen brennt.
 Schreibt nicht, daß jedermann sich über euch beklaget:
 Ihr wagt das ungereimt, was Flemming klug gewaget.

Wohlan! so dichte fort, was siehst du schüchtern zu?
 Denkt nun vielleicht Ruffin, und stört sich aus der Ruh.
 Bereichre nur die Stadt mit tausend Hochzeitblättern;
 Nur munter, kühner Geist, man wird dich bald vergöttern!
 Wie rein fließt nicht dein Vers! Wie strömt nicht Wort auf
 Wort!

Ergießt, ihr Sylben euch und reißt die Herzen fort!
 Die Dichtkunst ist nunmehr zum Pöbel hin verwiesen,
 Je seichter man gedacht, je mehr wird man gepriesen.
 Man soll nicht einem klug und vielen thöricht seyn:
 Der meisten Ausspruch gilt; drum schreibe selbst gemein!
 Dein unfruchtbarer Fleiß wird nur dein Glück zernichten,
 Hast du nur nicht gefehlt, so darf kein Mensch dich richten.
 Geh, flügelnder Horaz! fort strenger Stagirit!
 Euch folge wer sich hast und Ruhm und Nahrung flieht!
 Ihr schreckt die arme Welt mit schwermuthsvollen Lehren,
 Wenn man mich nur versteht, so muß man mich verehren.

Halt ein! Ruffin! halt ein! dein Schluß ist fehlerhaft;
 Man straft die Dunkelheit, nicht Geist mit Wissenschaft!
 Dein Lied ist kalt und matt, von aller Pracht entblößet,
 Dein Kiel fehlt destomehr, je minder er versthößet.
 O schweig! und setze nie den stumpfen Griffel an!
 Beym Pöbel reimt man sich nicht gleich zum großen Mann:
 Kein heischrer Schellenklang wird edle Dichter machen,
 Dein übereilter Reim bringt Kluge nur zum Lachen.
 Ihr aber, die ihr euch an Placcus Seite stellt,
 Lehrt, Richter, mich ein Lied für euch und für die Welt,

Daß meine Saiten einst den Kennern lieblich klingen.
 Und feurig in das Herz der spätesten Nachwelt dringen.
 Mich reizt kein kalt Gewäsch, mich reizt kein trüchtig Blatt,
 Das zwar Bertheidiger, doch selten Leser hat.
 Auf! unterstützet selbst mein ringendes Vesseißen!
 Macht mich der Ehre werth ein Dichter einst zu heißen.

M. Conrad Arnold Schmidt, aus Lüneb.

IX.

D. Martin Luthers Sendbrief vom
 Dollmetschen, mit historischen und apologetischen
 Anmerkungen versehen, von M. Daniel Peucern Rect. in Naumb. Leipzig 1740. 8.

Dieses Sendschreiben ist in seiner Art so merkwürdig, daß wir nicht umhin können, dasselbe unsern Lesern bekannter zu machen. Es ward dem sel. Luther öfters vorgeworfen, daß er sich in seiner deutschen Uebersetzung der Bibel nicht genug an den Grundtext gehalten, und sich solcher Freyheiten bedienet hätte, die einem Uebersetzer nicht zu verzeihen wären. Viele von seinen Feinden gingen so weit, daß sie ihn beschuldigten, es wären einige Stellen des neuen Testaments aus Vorsatz verdrehet. Man brachte die Worte Pauli aus dem Briefe an die Römer 3, 24. als einen Beweis dieser Beschuldigung vor, und machte ein unverantwortliches Verbrechen daraus, daß er das Wort allein in seine Uebersetzung eingeschoben, da es sich im griechischen Originale nicht findet. Luther vertheidiget sich in diesem Sendschreiben wegen dieser Freyheit auf eine Art, die seinem feurigen Geiste gemäß ist. Er deckt die Schwäche seiner Gegner auf:

er zeigt, wie vernünftige Regeln er sich bey seinem Uebersetzen beständig vorgeschrieben, wie viele Sorgfalt er bey der Wahl der Ausdrücke angewendet, und wie sehr er sich gehütet, so wenig gegen die Absicht des Grundtextes, als auch gegen die Reinigkeit unserer Muttersprache zu verstossen. Wenn die Umstände der Zeiten bekannt sind, in welcher diese Schrift abgefaßt ist, der wird wenig Mühe brauchen, einige hixige Ausdrücke, die sich in Luthers Schriften durchgehends finden, zu übersetzen.

Der Herr Rector Peucer hat den Brief mit einer historischen Einleitung und verschiedenen guten Anmerkungen begleitet. Sein Fleiß verdient den Beyfall vieler Leser. Er scheint auf die Erläuterung der Kirchengeschichte am meisten gesehen zu haben. Wir würden uns von dem Endzwecke unserer Blätter allzuweit entfernen, wenn wir uns in die Erzählung der Umstände, die der Herr Rector beygebracht hat, einlassen wollten. Wir wollen statt dessen den Liebhabern unserer Muttersprache den Brief selbst vorlegen.

D. Luthers Brief.

Dem Erbarn und Fürsichtigen N. N. meinem günstigen Herrn und Freunde.

Snade und Friede in Christo. Erbar, Fürsichtiger lieber Herr und Freund. Ich habe eure Schrift empfangen, mit den zwey Questen oder Fragen, darinnen ihr meines Berichts begehret. Erstlich, warum ich in der Epistel Röm. 3, 28. die Worte St. Pauli: arbitramur, hominem justificari ex fide absque operibus legis, also verdeutschet habe: **Wir**

halten, daß der Mensch gerecht werde, ohne des Gesetzes Werck, allein durch den Glauben, und zeigt darneben an, wie die Papisten sich über die Massen unnütz machen, weil im Text Pauli nicht stehet das Wort Sola, (allein) und sey solcher Zusatz von mir nicht zu leyden, in Gottes Worten ꝛc. Zum andern, ob auch die verstorbenen Heiligen für uns bitten? weil wir lesen, daß ja die Engel für uns bitten ꝛc.

Auf die erste Frage, wo es euch gelüftet, möget ihr euren Papisten von meinewegen antworten, also: zum ersten, wenn ich D. Luther, mich hätte mögen des versichern, daß die Papisten, alle auf einen Haufen, so geschickt wären, daß sie ein Capitel in der Schrifft könnten recht und wohl verdeutschen: so wolte ich fürwahr mich der Demuth haben finden lassen, und sie um Hülffe und Beystand gebethen, das N. Testament zu verdeutschen. Aber dieweil ich gewußt, und noch für Augen sehe, daß ihr keiner recht weiß, wie man Dollmetschen oder Deutsch reden soll, hab ich sie und mich solcher Mühe überhaben. Das merckt man aber wohl, daß sie aus meinem Dollmetschen und Deutsch, lernen Deutsch reden und schreiben, und stehlen mir also meine Sprache, davon sie zuvor wenig gewußt; danken mir aber nicht dafür, sondern brauchen sie viel lieber wieder mich. Aber ich gönne es ihnen wohl: dann es thut mir doch sanfft, daß ich auch meine undankbare Jünger, darzu meine Feinde, reden gelehret habe.

Zum andern möget ihr sagen, daß ich das neue Testament verdeutschet habe, auf mein bestes Vermögen, und auf mein Gewissen, habe damit niemand gezwungen,

zwungen, daß ers lese; sondern freygelassen und allein zu Dienst gethan denen, die es nicht besser machen können: so ist auch niemand verboten ein bessres zu machen. Wer nicht lesen will, der laße es liegen. Ich bitte und seyre niemand darum. Es ist mein Testament und meine Dollmetschung, und soll mein bleiben und sein. Hab ich drin etwa gefehlet (das mir doch nicht bewust, und freylich ungern einen Buchstaben muthwillig wolt unrecht verdolmetschen) darüber will ich die Papisten nicht zu Richtern leiden: denn sie haben noch zur Zeit zu lange Ohren dazu, und ihr Ika Ika ist zu schwach, mein Verdolmetschen zu urtheilen.

Ich weiß wohl, und sie wißens weniger, denn des Müllers Thier, was für Kunst, Fleiß, Vernunft, Verstand zum guten Dollmetschen gehöret: denn sie habens nicht versucht. Es heisset, wer am Wege bauet, hat viel Meister, also gehet mirs auch. Diejenigen, die noch nie haben recht reden können, geschweige denn Dollmetschen, die sind allzumahl meine Meister, und ich muß ihr aller Jünger seyn. Und wenn ich hätte sollen fragen, wie man die ersten zwey Worte Matthäi am 1. Capitel, Liber generationis, sollte verdeutschen? So hätte ihrer keiner gewust Gaf darzu zu sagen, und urtheilen mir nun das ganze Werk, die feinen Gesellen! Also ging es S. Hieronymo auch. Da er die Biblia dollmetschet, da war alle Welt sein Meister; er allein war es, der nichts kunnte, und urtheilten dem guten Manne sein Werk diejenigen, so ihm nicht genug gewesen wären, daß sie ihm die Schuh hätten sollen wischen. Darum gehöret große Gedult darzu,

so jemand etwas öffentlich Guts thun will. Denn die Welt will Meister Klüglich bleiben, und muß immer das Roß unter dem Schwanze zäumen, alles meistern und selbst nichts können. Das ist ihre Art, davon sie nicht lassen kann!

Ich wollte noch gern den Papisten ansehen, der sich herfür thät, und etwa eine Epistel S. Pauli, oder einen Propheten verdeutschet, so fern, daß er des Luthers Deutsch und Dollmetschen nicht darzu gebraucht; so soll man sehen ein fein, schön, löblich Deutsch, oder Dollmetschen. Denn wir haben ja gesehen den Sudler zu Dresden, der mein neu Testament gemelstert hat; (ich will seinen Namen in meinen Büchern nicht mehr nennen, so hat er auch nun seinen Richter, und ist sonst wohl bekannt) der bekennet, daß mein Deutsch süsse und gut sey, und sahe wohl, daß ers nicht besser machen konte, und wolte es doch zu schanden machen, fuhr zu, und nahm für sich mein neu Testament, fast von Wort zu Wort, wie ichs gemacht habe, und thät meine Vorrede, Glossa und Namen davon, schrieb seinen Namen, Vorrede und Glossen darzu, verkauffte also mein neu Testament unter seinem Namen. Wanne lieben Kinder, wie geschah mir da so wehe! da sein Landes Fürst mit einer greulichchen Vorrede verdammt und verbot des Luthers Neu-Testament zu lesen: doch darneben gebot des Sudlers neu Testament zu lesen, welches doch eben dasselbe ist, das Luther gemacht hat.

Und daß nicht jemand hie denke, ich lüge, so nimm Lutheri und des Sudlers, halt sie gegen einander, so wirst du sehen, wer in allen beyden der Dollmetscher sey. Denn was er in wenig Dertern gestickt und

und geändert hat, (wiewohl mirs nicht alles gefällt) so kann ichs doch wohl leiden, und schadet mir sonderlich nicht, so viel es den Text betrifft, darum ich auch nie darwider habe wollen schreiben; sondern habe der grossen Weisheit müssen lachen, daß man mein Neu Testament so greulich gelästert, verdammet und verboten hat, weil es unter meinem Namen ist ausgegangen; aber doch müssen lesen, weil es unter eines andern Namen ist ausgegangen. Wiewohl, was das für eine Tugend sey, einem andern sein Buch lästern und schänden, darnach dasselbige stehlen, und unter eigenem Namen dennoch auslassen gehen, und also durch fremde verlästerte Arbeit eigen Lob und Namen suchen, das laß ich seinen Richter finden. Mir ist indeß genug und bin froh, daß meine Arbeit, (wie Sanct. Paulus auch rühmet) muß auch durch meine Feinde gefördert, und des Luthers Buch, ohne Luthers Namen, unter seiner Feinde Namen, gelesen werden. Wie könnte ich mich daß rächen!

Und daß ich wieder zur Sachen komme, wenn euer Papist sich viel unnütz machen will, mit dem Wort Sola, allein: so saget ihm flugs also: Doctor Martinus Luther wills also haben, und spricht: **Papist und Esel sey ein Ding**; sic volo, sic jubeo, sit pro ratione voluntas! Denn wir wollen nicht der Papisten Schüler, noch Jünger; sondern ihre Meister und Richter seyn. Wollen auch einmahl stolzsiren und pochen mit den Esels-Köpfen. Und wie Paulus wider seine tollen Heiligen sich rühmet: so will ich mich auch, wider diese meine Esel rühmen. Sie sind Doctores; Ich auch. Sie sind Prediger; Ich auch. Sie sind Theologi; Ich auch. Sie sind Disputatores;

tores; Ich auch. Sie sind Philosophi; Ich auch, Sie sind Dialectici; Ich auch. Sie sind Legenten; Ich auch. Sie schreiben Bücher; Ich auch.

Und will weiter rühmen: Ich kann Psalmen und Prophten auslegen; das können sie nicht. Ich kann Dollmetschen; das können sie nicht. Ich kann die heilige Schrift lesen; das können sie nicht. Ich kann bitten; das können sie nicht. Und daß ich herunter komme: ich kann ihr eigen DIALECTICA und PHILOSOPHIA daß denn sie selbst, allesamt. Und weiß dazu fürwahr, daß ihr keiner ihren Aristotelem verstehet. Und ist einer unter ihnen allen, der ein PROOEMIVM, oder Capitel im Aristotele recht verstehet: so will ich mich lassen prellen. Ich rede jetzt nicht zu viel: denn ich bin durch ihre Kunst alle erzogen und erfahren von Jugend auf; weiß fast wohl, wie tief und weit sie ist. So wissen sie auch wohl, daß ich alles weiß und kan, was sie können; noch handeln die heillosen Leute gegen mir, als wäre ich ein Gast in ihrer Kunst, der allererst heut morgen kommen wäre, und noch nie, weder gesehen, noch gehöret hätte, was sie lehren oder können. So gar herrlich prangen sie herein mit ihrer Kunst, und lehren mich, was ich vor 20. Jahren an den Schuhen zerrissen habe, daß ich auch mit jener Mehen auf alle ihr Plerren und Schreuen, singen muß: ich habs vor sieben Jahren gewußt, daß Hufnägel Eisen sind.

Das auf eure erste Frage geantwortet, und bitte euch, wollet solchen Eßeln ja nicht anders, noch mehr antworten, auf ihr unnütz Geplerre vom Worte SOLA, denn also viel: Luther will es also haben, und spricht, er sey ein Doctor über alle Doctor im ganzen Pabstthum

thum, da soll es bey bleiben. Ich will sie hinführo schlecht verachten, und verachtet haben, so lange sie solche Leute, ich wolte sagen, solche Esel sind. Denn es sind solche unvereschämte Tropfen unter ihnen, die auch ihr eigen, der Sophisten Kunst, nie gelernet haben, wie Doctor Schmidt und Doctor Roglöffel, und ihres gleichen, und legen sich so gleichwohl wider mich in dieser Sachen, die nicht allein über die Sophisterey; sondern auch wie S. Paulus sagt, über alle Welt-Weisheit und Vernunft ist. Zwar es dürfte ein Esel nicht viel singen, man kennet ihn sonst wohl bey den Ohren.

Euch aber und den Unsern will ich anzeigen, warum ich das Wort Sola habe wollen brauchen; wiewohl Röm. 3, 28. nicht Sola sondern Solum, oder Tantum von mir gebraucht ist. Also sein sehen die Esel meinen Text an. Aber doch habe ich sonst anderswo Sola fide gebraucht, und will auch beyde Solum und Sola haben. Ich habe mich deß geflissen im Dollmetschen, daß ich rein und klar deutsch geben möchte. Und ist uns wohl oft begegnet, daß wir 14. Tage, drey, vier Wochen haben ein einziges Wort gesucht und gefragt: habens dennoch zuweilen nicht funden.

Im Hiob arbeiteten wir also M. Philips, Aurrogallus und ich, daß wir in 4 Tagen zuweilen kaum drey Zeilen funkten fertigen. Lieber, nun es verteutschet und bereit ist, kanns ein ieder lesen und meistern; läuft einer ietzt mit den Augen durch drey oder vier Blätter und stößet nicht einmal an: wird aber nicht gewahr, welche Wacken und Klöße da gelegen sind, da er ietzt über hingehet, wie über ein gehöfelt Bret, da wir haben must schwizen und uns ängsten,

ängsten, ehe denn wir solche Wacken und Klöße aus dem Wege räumten, auf daß man könnte so fein daher gehen. Es ist gut pflügen, wenn der Acker gereiniget ist. Aber den Wald und die Stöcke ausrotten und den Acker zurichten, da will niemand an. Es ist bey der Welt kein Dank zu verdienen. Kan doch Gott selbst mit der Sonnen, ia mit Himmel und Erden, noch mit seines eignen Sohnes Tod keinen Dank verdienen. Sie sey und bleibe Welt ins Teufels Namen: weil sie ia nicht anders will!

Also habe ich hie Röm. 3, 28. fast wohl gewußt, daß im lateinischen und griechischen Texte das Wort Solum nicht stehet; und hätten mich solches die Papisten nicht dürffen lehren. Wahr ist's, diese vier Buchstaben Sola stehen nicht darinn; welche Buchstaben die Eselsköpfe ansehen, wie die Rube ein neu Thor. Sehen aber nicht, daß es gleichwohl die Meinung des Texts in sich hat, und wo mans will klar und gewaltig verdeutschen: so gehöret es hinein. Denn ich habe deutsch, nicht lateinisch und griechisch reden wollen, da ich deutsch zu reden im Dollmetschen fürgenommen hatte. Das ist aber die Art unserer deutschen Sprache, wenn sich eine Rede begiebt von zweyen Dingen, der man eins bekennet, und das andere verneinet: so braucht man das Wort Solum allein, neben dem Wort nicht, oder kein. Als wenn man sagt: der Bauer bringt allein Korn, und kein Geld. Item ich habe wahrlich ietzt nicht Geld; sondern allein Korn, it. ich habe allein gezeßen, und noch nicht getruncken. Hast du allein geschrieben und nicht überlesen? Und dergleichen ungehliche Weise im täglichen Brauche.

In diesen Reden allen, ob es gleich die lateinische, oder griechische Sprache nicht thut: so thut es doch die deutsche, und ist ihre Art, daß sie das Wort allein hinzusetzet, auf das das Wort nicht oder kein desto völliger und deutlicher sey. Denn wiewohl ich auch sage: der Bauer bringt Korn und kein Geld; so lautet doch das Wort kein Geld nicht so völlig und deutlich, als wenn ich sage: der Bauer bringet allein Korn und kein Geld; und hilft hier das Wort allein dem Wort kein so viel, daß es eine völlige klare deutsche Rede wird. Denn man muß nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man soll deutsch reden, wie die Esel thun; sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf den Gassen, den gemeinen Mann auf dem Marckte darum fragen, und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden, und darnach dollmetschen: so verstehen sie es denn, und merken, daß man deutsch mit ihnen redet.

Als wenn Christus Math. V. 26. spricht: ex abundantia cordis os loquitur. Wenn ich den Eseln soll folgen, die werden mir die Buchstaben fürlegen und also dollmetschen: aus dem Ueberflus des Herzens redet der Mund. Sage mir, ist das deutsch geredt? welcher Deutscher verstehet solches? Was ist Ueberflus des Herzens vor ein Ding? das kann kein Deutscher sagen, er wollte denn sagen, es sey, daß einer ein allzu großes Herz habe, oder zu viel Herzens habe; wiewohl das auch noch nicht recht ist: Denn Ueberflus des Herzens ist kein deutsch, so wenig als das deutsch ist, Ueberflus des Hauses, Ueberflus des Rachelofens, Ueberflus der Banck; sondern also redet die Mutter im Hause und der gemeine Mann: wes das Herz voll ist,

ist, des gehet der Mund über. Das heißet gut deutsch geredet, des ich mich gefliessen und leider nicht allwege erreicht, noch getroffen habe: denn die lateinischen Buchstaben hindern aus der Massen sehr, gut teutsch zu reden.

Also, wenn der Verräther Judas sagt Matth. XXVI. 28. *ad quid perditio hæc?* und Marci XIV. 8. *ad quid perditio ista unguenti facta est?* Folge ich den Eseln und Buchstabillisten: so muß ichs also verdeutschen: Warum ist diese Verlierung der Salben geschehen? Was ist aber das vor deutsch? Welcher Deutscher redet also: Verlierung der Salben ist geschehen? Und wenn er es wohl verstehet, so denket er: die Salbe sey verlohren, und müße sie etwa wieder suchen; wie wohl das auch noch dunkel und ungewiß lautet. Wenn nun das gut deutsch ist, warum treten sie nicht herfür, und machen uns ein solch fein, hübsch, neu deutsch Testament; und lassen des Luthers Testament liegen? Ich meine ja, sie solten ihre Kunst an den Tag bringen; aber der deutsche Mann redet also: *ad quid?* &c. Was soll doch solcher Unrath? oder, was soll doch solcher Schade? Item, es ist Schade um die Salbe. Das ist gut deutsch, daraus man verstehet, daß Magdalena mit der verschütteten Salbe sey unräthlich umgangen, und habe Schaden gethan. Das war Judas Meinung: denn er gedachte bessern Rath damit zu schaffen.

Item, da der Engel Mariam grüßet, und spricht: *gegrüßet seyst du Maria, voll Gnaden, der Herr mit dir.* Wohl an, so ist's bisher schlecht den lateinischen Buchstaben nach verdeuscht: *Du bist voll Gnaden.* Sage mir aber, ob solches auch gut deutsch

deutsch sey? Wo redet der deutsche Mann also: du bist voll Gnaden? Und welcher Deutscher versteht voll Gnaden? Er muß denken an ein Faß voll Bier, oder Beutel voll Gelds: darum hab ich es verdeutscht, du holdseelige, damit doch ein Deutscher desto mehr hinzu kan dencken, was der Engel meinet mit seinem Gruß. Aber hie wollen die Papissten toll werden über mich, daß ich den englischen Gruß verderbet habe, wie wohl ich dennoch damit nicht das beste deutsch habe getroffen. Und hätte ich das beste deutsch hier sollen nehmen, und den Gruß also verdeutschen: Gott grüße dich, du liebe Maria (denn so will der Engel sagen, und so würde er geredet haben, wenn er sie hätte wollen deutsch grüßen.) Ich halte, sie sollten sich wohl selbst erhencckt haben, für großer Andacht zu der lieben Maria, daß ich den Gruß so zu nichte gemacht hätte: aber was frage ich darnach, sie toben, oder rasen; ich will nicht wehren, daß sie verdeutschen was sie wollen; ich will aber auch verdeutschen nicht, wie sie wollen; sondern wie ich will. Wer es nicht haben will, der lasse mir es stehen, und halte seine Meisterschaft bey sich: denn ich will weder sehen, noch hören. Sie dürfen vor mein dollmetschen nicht Antwort geben, noch Rechenschaft thun, das hörest du wohl: ich will sagen, du holdseelige Maria, du liebe Maria, und lasse sie sagen, Du voller Gnaden Maria. Verdeutschen kan, der weiß wohl, welch ein herrlich sein Wort das ist, die liebe Maria, der liebe Gott, der liebe Kaiser, der liebe Fürst, der liebe Mann, das liebe Kind. Und ich weiß nicht, ob man das Wort, liebe, auch so herrlich und gnugsam in lateinischer, oder andern Sprachen reden möge, daß also dringe und klinge

XXX. St. 9) in

in das Herz, durch alle Sinne, wie es thut in unserer Sprache.

Denn ich halte, S. Lucas, als ein Meister in ebräischer und griechischer Sprache, habe das ebräische Wort, so der Engel gebraucht, wollen mit dem griechischen *Κεχαριστωμένη* treffen, deutlich geben, und dencke mir, der Engel Gabriel habe mit Maria geredet, wie er mit Daniel redet und nennet ihn Dan. X. 19. **אִישׁ הַמְרוּרִים** vir desideriorum, das ist, du lieber Daniel. Denn das ist Gabriels Weise zu reden, wie wir an Daniel sehen. Wenn ich nun den Buchstaben nach, aus der Eselskunst soll des Engels Wort verdeutschen: müste ich also sagen: Daniel, du Mann der Begierungen, oder Daniel, du Mann der Lüste. O das wäre schön deutsch. Ein Deutscher höret wohl, daß Mann, Lüste, oder Begierunge deutsche Worte sind, wiewohl es nicht, eitel deutsche reine Worte sind; sondern Lust und Begier wären wohl besser. Aber wenn sie so zusammen gefast werden, du Mann der Begierungen: so weiß kein Deutscher, was gesagt ist, dencket, daß Daniel vielleicht voll böser Lüste stecke, daß hieße denn fein gedollmetschet.

Darum muß ich hier die Buchstaben fahren lassen, und forschen, wie der deutsche Mann solches Wort redet, welches der ebr. Mann **אִישׁ הַמְרוּרִים** redet, so finde ich, daß der deutsche Mann also spricht; du lieber Daniel, du liebe Maria, oder, du holdseelige Magd, niedliche Jungfrau, du zartes Weib, und dergleichen. Denn wer dollmetschen will, muß großen Vorrath von Worten haben, daß er die Wahl kann haben, wo eins an allen Orten nicht lauten will.

Und was soll ich viel und lang sagen vom Dollmetschen? Soll ich aller meiner Wort Ursachen und Gedancken anzeigen, ich müste wohl ein Jahr dran zu schreiben haben. Was Dollmetschen für Kunst, Mühe und Arbeit sey, das habe ich wohl erfahren; darum will keinen Pabstesel, noch Maulesel die nichts versucht haben, hierinne zum Richter, oder Tadler leiden. Wer mein Dolmetschen nicht will, der laß es anstehen. Der Teufel dancke ihm, wers ungern hat, oder ohn mein Wissen und Willen meistert.

Soll es gemeistert werden, so will ichs selber thun; wo ichs selber nicht thue, da laße man mir mein Dolmetschen mit Frieden, und mache ein jeglicher, was er will für sich selbst, und habe ihm ein gut Jahr.

Das kann ich mit gutem Gewissen zeugen, daß ich meine höchste Treue und Fleiß darinnen erzeiget, und nie keine falsche Gedancken gehabt habe. Denn ich habe keinen Heller dafür genommen, noch gesucht, noch damit gewonnen. So habe ich meine Ehre darinnen nicht gemeinet, das weis Gott mein Herr; sondern habe es zu Dienst gethan den lieben Christen, und zu Ehren einem der droben sitzt, der mir alle Stunden so viel gutes thut, daß, wenn ich tausendmahl so viel und fleißig dollmetschete; dennoch nicht elne Stunde verdient hätte zu leben, oder ein gesundes Auge zu haben. Es ist alles seiner Gnade und Barmherzigkeit, was ich bin und habe, ja es ist seines theuren Bluts und sauren Schweißes. Darum solls auch (ob Gott will) alles ihm zu Ehren dienen, mit Freuden und von Herzen. Lästern mich die Sudler und Pabst-Esel, wohl an so loben mich die frommen Christen, samt ihrem Herrn Christo, und bin allzureich belohnet, wo mich nur ein

einiger Christ, für einen treuen Arbeiter erkennet. Ich frage nach Pabst-Eseln nichts. Sie sind nicht werth, daß sie meine Arbeit sollen erkennen und solte mir im Grund meines Herzens leyd seyn, daß sie mich lobeten. Ihr lästern ist mein gröster Ruhm und Ehre. Ich will doch ein Doctor, ja auch ein ausbündiger Doctor seyn, und sie sollen mir den Namen nicht nehmen, bis an den jüngsten Tag, daß weiß ich fürwahr.

Doch habe ich wiederum nicht allzufrey die Buchstaben lassen fahren; sondern mit großen Sorgen samt meinen Gehülffen darauf gesehen, daß wo etwas an einem Wort gelegen ist, habe ich es nach den Buchstaben behalten; und bin nicht so frey davon gangen. Als Joh. 6, 27. da Christus spricht: Diesen hat Gott der Vater versiegelt, da wäre wohl besser deutsch gewesen, diesen hat Gott der Vater gezeichnet, oder diesen meint Gott der Vater. Aber ich habe ehe wollen der deutschen Sprache abbrechen; denn von dem Worte weichen. Ach es ist Dollmetschen ja nicht eines ieden Kunst, wie die tollen Heiligen meinen, es gehöret darzu ein recht from, treu, fleißig, furchtsam, christlich, gelehrt, erfahren und geübtes Herz. Darum halt ich, daß kein falscher Christ, noch Kotten-Geist, treulich dollmetschen könne, wie das wohl scheint in den Propheten zu Worms verdeutschet, darinnen doch wahrlich großer Fleiß geschehen, und meinem Deutschen fast nachgegangen ist; aber es sind Jüden dabey gewesen, die Christo nicht große Huld erzeiget haben: sonst wäre Fleiß und Kunst genug da.

Das sey vom Dollmetschen und Art der Sprachen gesaget. Aber nun habe ich nicht allein der Sprache Art vertrauet und gefolget, daß ich Röm. 3,

28. Solum, (allein habe hinzugesetzt; sondern der Text und die Meinung S. Pauli fordern und erzwingens mit Gewalt. Denn er handelt ja selbst das Hauptstück christlicher Lehre, neml. daß wir durch den Glauben an Christum, ohne alle Wercke des Gesetzes gerecht werden, und schneidet alle Wercke so reine abe, daß er auch spricht: des Gesetzes (das doch Gottes Gesetz und Wort ist) Wercke helffen nicht zur Gerechtigkeit. Und setzt zum Exempel Abraham, daß derselbige sey so gar ohne Wercke gerecht worden, daß auch das höchste Werk, das dazumahl neu geboten ward von Gott, für und über allen andern Gesetzen und Wercken, nemlich die Beschneidung ihm nicht geholffen habe zur Gerechtigkeit, sondern sey ohne die Beschneidung ohn alle Wercke gerecht worden, durch den Glauben wie er spricht, Röm. 44. ist Abraham durch die Wercke gerecht worden: so mag er sich rühmen; aber nicht für Gott. Wo man aber alle Wercke so rein abschneidet, so muß ja die Meinung seyn, daß allein der Glaube gerecht mache, und wer deutlich und dürre von solchem Abschneiden der Wercke reden will, der muß sagen: Allein der Glaube, und nicht die Wercke machen uns gerecht. Das zwinget die Sache selbst neben der Sprachen Art.

Ja, sprechen sie, es lautet ärgerlich und die Leute lernen daraus verstehen, daß sie keine gute Wercke thun dürffen. Lieber was soll man sagen, ist nicht viel ärgerlicher, daß S. Paulus selbst nicht saget, allein der Glaube; sondern schüttets noch wohl gröber heraus und stößet dem Faß den Boden aus, und spricht: ohne des Gesetzes Werk, und Gal. am 2, 16. Nicht durch die Wercke des Gesetzes; und das vielmehr

an andern Orten. Denn das Wort (allein der Glaube) möchte noch eine Glosse finden; aber das Wort (ohne Werke des Gesetzes) ist so grob, ärgerlich und schändlich, daß man mit keiner Glosse helfen kann. Wie viel mehr möchten hieraus die Leute lernen keine gute Werke thun, da sie hören mit so dürrer, starcken Worten von den Wercken selbst predigen (kein Werk, ohn Werk, nicht durch Werk.) Ist nun das nicht ärgerlich das man (ohne Werk, kein Werk, nicht durch Werk geprediget) was sollts den ärgerlich seyn, so man dieß (allein der Glaube) prediget?

Und was noch ärgerlicher ist: S. Paulus verwirft nicht schlecht gemeine Werke, sondern das Gesetz selbst. Daraus möchte wohl iemand sich noch mehr ärgern, und sagen: das Gesetz sey verdammt und verflucht für Gott, und man solle eitel Böses thun, wie die thäten Röm. 3, 8. Lasset uns Böses thun, auf daß es gut werde. Wie auch ein Kotten-Geist zu unserer Zeit anfang. Sollte man um solcher Aergerniß willen S. Pauli Worte verläugnen, oder nicht frisch und frey vom Glauben reden?

Lieber eben S. Paulus und wir wollen solch Aergerniß haben, und lehren um keiner andern Ursach willen so starck wieder die Werke, und treiben allein auf den Glauben, denn daß die Leute sich sollen ärgern, stossen und fallen; damit sie mögen lernen und wissen, daß sie durch ihre gute Werke nicht fromm werden, sondern allein durch Christi Tod und Auferstehung. Können sie nun durch gute Werke des Gesetzes nicht fromm werden; wie viel weniger werden sie fromm werden durch die bösen Werke, und ohne Gesetz. Darum folgts nicht, gute Werke helfen

helfen nicht: Darum helfen böse Wercke. Gleich als nicht fein folget: Die Sonne kann den Blinden nicht helfen, daß er sehe: darum muß ihm die Nacht und Finsterniß helfen daß er sehe.

Nich wundert aber, daß man sich in dieser öffentlichen Sache so mag sperren; Sage mir doch, ob Christus Tod und Auferstehung unser Werck sey, daß wir thun, oder nicht? Es ist ja nicht unser Werck, oder einiges Gesehes Werck. Nun macht uns ja allein Christus Tod und Auferstehen frey von Sünden und fromm, wie Paulus sagt Röm. 4. Er ist gestorben um unsrer Sünden willen, und auferstanden um unser Gerechtigkeit willen. Weiter sage mir, welches ist das Werck, damit wir, Christus Tod und Auferstehen fassen und halten? Es muß ja kein äußerlich Werck; sondern allein der einige Glaube im Herzen seyn, derselbige allein, ja gar allein, ohne alle Werck, fasset solchen Tod und Auferstehen, wo es geprediget wird durchs Evangelium. Was ist's denn nun, daß man tobet und wütet, ketzert und brennet, so die Sache im Grunde selbst klärllich da lieget und beweiset, daß allein der Glaube Christus Tod und Auferstehung fasset, ohne alle Werck; und derselbige Tod und Auferstehen sey unser Leben und Gerechtigkeit. So es denn an ihm selbst öffentlich also ist, daß allein der Glaube uns solch Leben und Gerechtigkeit bringet, fasset und giebt, warum soll man denn auch nicht also reden? Es ist nicht Ketzerey, daß der Glaube allein Christum fasset und das Leben giebt; aber Ketzerey muß es seyn, wer solches saget oder redet. Sind sie nicht toll, thöricht und unsinnig? Die Sachen bekennen sie vor recht; und strafen doch die Rede

von derselben Sache für unrecht. Einerley zugleich muß beyde recht und unrecht seyn!

Auch bin ichs nicht allein, noch der erste, der da sagt, allein der Glaube macht gerecht. Es hat für mir Ambrosius, Augustinus und viel andere gesagt, und wer S. Paulum lesen und verstehen soll, der muß wohl so sagen, und kann nicht anders. Seine Worte sind so starck, und leiden kein, ja gar kein Werk. Ists kein Werk: so muß es der Glaube allein seyn. Wie sollte es so gar eine feine, beßerliche, unärgerliche Lehre seyn, wenn die Leute lerneten, daß sie neben dem Glauben, auch durch Werke fromm möchten werden. Das wäre so viel gesagt, daß nicht allein Christi Tod unsre Sünde wegnähme: sondern unsere Werke thäten auch etwas dazu. Das hieß Christus Tod sein geehret, daß unsere Werke ihm hülffen, und könnten das auch thun, das er thut, auf daß wir ihm gleich gut und starck wären. Es ist der Teufel, der das Blut Christi nicht kann ungeschändet lassen.

Weil nun die Sache im Grunde selbst fordert, daß man sage, allein der Glaube macht gerecht und unsrer deutschen Sprachen Art solches auch lehret, also auszusprechen: habe darzu der heiligen Väter Exempel, und zwinget auch die Fahr der Leute, daß sie nicht an den Wercken hangen bleiben, und des Glaubens fehlen und Christum verlehren: sonderlich zu dieser Zeit, da sie so lange her der Werke gewohnt und mit Macht davon zu reißen sind: so ist nicht allein recht; sondern auch hoch von Nöthen, daß man aufs allerdeutlichste und völliigste heraus sage: Allein der Glaube, ohne Werke macht fromm. Und reuet mich, daß ich nicht auch dazu gesetzt habe, alle
und

und aller, also: ohne alle Wercke, aller Gesetz, daß es wohl und rund heraus gesprochen wäre. Drum solls in meinem neuen Testamente bleiben, und sollten alle Pabst-Esel toll und thöricht werden, so sollen sie es mir nicht heraus bringen. Das sey jetzt davon genug. Weiter will ich, so Gott Gnade giebt, davon reden im Büchlein de justificatione.

X.

Nachricht von einer neuen Uebersetzung des befreyten Jerusalems, aus dem Wel- schen, des Torquato Tasso.

Daß Torquato Tasso einer der besten, ja schlechtweg der größte Poet der Welschen sey, das wird niemand, der die freyen Künste der Ausländer, auch nur historisch kennet, in Abrede seyn. Unter allen neuern, die sich unterstanden haben ein Heldengedichte zu verfertigen, ist er unsträtig der glücklichste und stärkste: so sehr sich auch Marino, Ariost, Camöus, Alonzo, Chapelain, la Motte, Milton, Blackmore, Voltaire und Glover bemühet haben, ihm den Vorzug streitig zu machen. Sein befreytes Jerusalem hat die vornehmsten Eigenschaften; d. i. die Regeln der Alten zum Grunde, und die besten Meisterstücke der Griechen und Römer zu Vorbildern gehabt: da hingegen ein bethlehemitischer Kindermord, ein rasender Roland u. a. m. ganz von dieser guten Bahn abgewichen sind.

Nun wollen wir es zwar nicht von allen Fehlern lossprechen. Man sehe, was davon in der hiesigen

critischen Dichtkunst, im sechsten Hauptstücke des ersten Theils, von der Wahrscheinlichkeit im 13. 14. 15. und 16. §. gesagt worden, und was in des Bouhours Maniere de bien penser, in seinen Entretiens d' Ariste et d' Eugenes, und sonst hin und wieder, davon vorkommt.

Allein dem ungeachtet kann man ihm das obige Lob nicht entziehen. Auch Homer und Virgil haben ihre Fehler, und es kann hier billig heißen:

Nam vitiiis nemo sine nascitur, optimus ille est
Qui minimis vrgetur.

Und in einem so großen Werke als ein Heldengedicht ist, kann es beynahe nicht gefordert werden, daß ganz und gar nichts tadelhaftes mit unterlaufen sollte; denn auch hier heißt es:

Opere in longo fas est obrepere somnum.

Nach der löblichen Begierde, die unsrer deutschen Nation, seit dritthalb hundert und mehr Jahren, eigen gewesen, die berühmtesten Schriften der Alten und Ausländer in ihrer Sprache zu lesen; hat es auch an Liebhabern des Tasso nicht gefehlt. Schon vor 117 Jahren hat uns ein Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, eine Uebersetzung davon, unter folgendem Titel gellefert: Gottfried von Bullion, von Torquato Tasso, in welscher Sprache beschrieben, nun in deutsche Poesie Reimweise gebracht 1626. in Quart, gedruckt zu Röthen. Wie schlecht aber dieselbe gerathen, wird ein jeder wahrnehmen können, der folgenden Anfang, der gleichwohl noch das beste darinnen ist, lesen will.

Von Wehr und Waffen ich und von dem Hauptmann sing,
 Der Christi werthes Grab, sehr ritterlich erstritte;
 Mit Hand und mit Verstand verrichtet er viel Ding,
 Umsonst die Heydenschaft auf ihn zusammen ritte. u.

Ich glaube, daß dieß genug sey, die Neugierde der
 Leser zu vergnügen. Um so viel mehr hat man Ur-
 sache vergnügt zu seyn, daß sich ein geschickter heuti-
 ger Poet, der in seiner Schreibart von dem marini-
 schen und miltonischen Schwulste, so weit als Tasso
 selbst in seiner Sprache entfernt ist, sich die Mühe
 genommen, eine der heutigen reinen Poesie gemäß
 Vollmetschung zu verfertigen. Wir kündigen diesel-
 bige hiermit als fertig an, ja versichern, daß sie ehe-
 stens in Breitkopfschem Verlage mit vieler Sauber-
 keit ans Licht treten wird. Um aber dem geneigten
 Leser, und allen Liebhabern freyer Künste einen Vor-
 schmack davon zu geben, will man ein paar Proben
 davon bekannt machen.

Zwo Proben

der neuen poetischen Uebersetzung, des
 befreÿten Jerusalems.

Die erste besteht in einem Stücke aus dem neunten
 Gesange, da der Poet den nächtlichen Einfall
 Solymanns, ins Lager der Christen vor Jerusa-
 lem beschreibt, und unter andern den Tod des tapfern
 Latins und seiner fünf Söhne erzählt. Die Worte
 des Uebersetzers lauten folgender maßen.

§. 22.

So schnell ein Wirbelwind aus hohlen Bergen läuft,
 Und durch den engen Raum der tiefen Thäler pfeift,
 So schnell, ja schneller kömmt der Sultan zu den Christen,
 Die sich noch ganz bestürzt, und sonder Ordnung rüsten.
 Ein Strom der Bäume fällt und Häuser niederreißt,
 Ein Blitz, der Thürme trifft, entzündet und zerschmeißt,
 Ein Erdenstoß, vor dem die Sterblichen erbleichen,
 Sind gegen seine Wuth nur kleine Schreckenszeichen!

23.

Sein Schwerdt trifft allemal, so oft er es bewegt,
 Und trifft nicht, daß es nicht zugleich auch Wunden schlägt,
 Und nie verwundet es, daß es nicht auch entselet;
 Raum scheint die Wahrheit wahr, die mein Gesang erzählt!
 Hingegen er verlacht der Feinde schwachen Stahl,
 Und thut, als fühlt er auch die Streiche nicht einmal,
 Die oft auf seinen Helm mit Blitz und Funken fallen,
 Und an dem Erzte laut, wie eine Glocke, schallen.

24.

Die erste Christenschaar wird schon von ihm gejagt:
 Wiewohl er sich an sie nur ganz allein gewagt,
 So kömmt noch hinter ihm der ganze wilde Haufen
 Wie eine Wasserfluth, zum Treffen angelausen!
 Die Frankenschaar verläßt entfliehend ihren Ort,
 Der Ueberwinder eilt mit den Besiegten fort,
 Und bringt zu gleicher Zeit mit den entwichnen Franken,
 Zum Schrecken alles Volks, in ihres Lagers Schranken.

25.

Des wilden Sultans Helm stellt einen Drachen vor:
 Der steigt auf ihm gekrümmt mit langem Hals' empor;
 Er streckt die Flügel aus, erhebt sich auf den Klauen,
 Und läßt den scharfen Schwanz in runden Kreisen schauen,
 Drey Zungen führt sein Schlund, aus dem der Weiser läuft:
 Es ist als hörte man, wie stark er zischt und pfeift,
 Und wenn der Sultan kämpft, so speyt das Ungeheuer,
 Durch seines Meisters Kunst, zugleich mit Rauch und Feuer.

26.

Bey diesem Lichte, zeigt der Wütrich seinen Graus,
 Und sieht so fürchterlich damit im Finstern aus,
 Wie Schiffern bey der Nacht die ungestümen Wellen,
 Wenn tausend Blitze gehn, sich pflügen vorzustellen.
 Ein Theil des Christenheers flieht ohne Widerstand,
 Ein Theil nimmt unverzagt die Waffen in die Hand;
 Die Nacht vermehrt die Wuth, die immer weiter wüthet,
 Und häuft noch die Gefahr, indem sie sich verbirget.

27.

Latin, ein tapftrer Mann vom Tyberströme her,
 Kam unter andern auch beherzt zur Gegenwehr:
 Er war noch voller Muth bey seinen hohen Jahren,
 Wiewohl sein Körper schon manch Ungemach erfahren.
 Fünf Söhne folgten ihm beständig wann er stritt,
 Und stritten überall an seiner Seite mit,
 Indem er sie schon jung die Tapferkeit gelehret,
 Und die noch zarte Haut mit Waffen schon beschweret.

28.

In ihren Adern floß des Vaters Heldenblut;
 Sein Beyspiel wehrt ihr Schwerdt und reizte sie zur Wuth:
 Kommt! rief er, kommt, und sucht den trotzigen Tyrannen,
 Vor dem die Unfern fliehn, mit mir zu übermannen!
 Das Blut, das er vergießt, der Grimm, mit dem er dräut,
 Verhindre nicht in euch die alte Tapferkeit!
 Denn so ein Ruhm ist schlecht, der nicht mit Palmen pranget,
 Die man nach viel Gefahr und Arbeit erst erlanget.

29.

Wie eine Löwinn es mit ihren Jungen hält,
 Von deren Hälsen noch der stolze Wahn nicht fällt,
 Und die von der Natur der wilden Thiere Gaben,
 Der Zähn und Klauen Kraft noch nicht vollkommen haben:
 Sie führt sie zur Gefahr und auf die Räuberey,
 Bringt ihnen ihre Wuth durch ihr Exempel bey,
 Und heßt sie wider den, der ihre Bildniß störet,
 Und dem die Schwächern schon den Rücken zugekehret.

30.

Der tapf're Vater rückt mit seinen Söhnen an,
 Und ihre Schaar umringt den starken Solymann:
 Ein Geist, ein Will, ein Trieb, ein einziges Begehren
 Kämpft gleichsam auf einmal in sechs ergrimmt'n Speeren.
 Indessen aber ist der größte Sohn zu kühn,
 Läßt ab von seinem Speer, und macht sich nah an ihn,
 Und sucht, wiewohl umsonst, mit einem scharfen Degen,
 Des Saracenen Kopf, wo möglich, zu erlegen.

31.

Allein gleichwie ein Fels, wenn die verbundne Macht
 Des Himmels und des Meers in wilden Stürmen kracht,
 Den Zorn von beyden trost, die ihm vergebens dräuet,
 Und weder Blitz noch Schlag, noch Wind und Wellen scheuet;
 So trost auch Solymann den Zorn der tapfern Schaar,
 Und biethet Lanz und Schwerdt die kecke Stirne dar,
 Und spaltet dem sein Haupt bis zwischen beyde Wangen,
 Der sich zu kühn sein Pserdt zu tödten unterfangen.

32.

Den Sinkenden ergreift sein Bruder Aramant,
 Und hält und stützt ihn mit mitleidsvoller Hand;
 Allein wie thöricht ist ein Mitleid, das sich schadet,
 Und auf sich selbst dadurch des andern Unglück ladet!
 Der Wütrich haut ihm stracks den Arm vom Körper ab,
 Und stürzt ihn mit dem, den er umfaßt, herab:
 Sie fallen beyde hin, und fühlen, im Erbleichen,
 Mit Seufzen, Blut und Geist zu einer Zeit entweichen.

33.

Dann haut er dem Sabin, der nur von ferne sicht,
 Den langen Spieß entzwey, und sprengt, als er zerbricht,
 Erbittert auf ihn los, und stößt ihn von dem Pferde:
 Der matte Jüngling fällt mit Zittern auf die Erde;
 Sein edler Geist verläßt betrübt sein schönes Haus,
 Und zieht mit Angst und Quaal von seinem Körper aus;
 Wie sauer wird es ihm, das angenehme Leben
 Und die vergnügte Zeit der Jugend hinzugeben!

34.

34.

Münnehro lebte noch ein zartes Zwillingspaar
 Im Pico und Laurent, das sich so ähnlich war,
 Daß man sie öfters nicht zu unterscheiden wußte,
 Und wenn man sich betrog, mit Freuden irren mußte.
 Doch, machte die Natur sie sonst in allem gleich,
 So machte sie der Tod jetzt unterschieden bleich:
 Denn einem warf das Schwerdt den Kopf zu seinen Füßen,
 Dem andern ward die Brust vom Sultan aufgerissen.

35.

Der Vater, (aber ach! er ist kein Vater mehr!
 Die Kinder sind dahin! Solch Unglück schmerzt zu sehr!)
 Der Vater fühlt den Tod, da ihm fünf Söhne sterben,
 Und sieht in einem Nun sein ganz Geschlecht verderben!
 Fürwahr ich weis es nicht, wie doch der alte Mann
 Sein schweres Herzeleid so stark ertragen kann,
 Daß er noch lebt und kämpft. Allein das ist geschehen,
 Weil er der Kinder Tod vielleicht nicht recht gesehen.

36.

Die Gunst der Schatten hat dieß Trauerspiel bedeckt,
 Und ihm den größten Theil von ihrer Quaal versteckt!
 Indessen wünscht er nun sonst nicht zu überwinden,
 Als seinen Tod dabey zu gleicher Zeit zu finden.
 Er sucht des Mörders Blut mit geiziger Begier,
 Und giebt sein eignes gern verschwenderisch dafür;
 Und wünscht Verzweiflungsvoll, mit gleich erhitzten Trieben,
 Sein Leben los zu seyn, und Rache zu verüben.

37.

Wie? Bluthund! ruft er aus, ist diese meine Hand
 Nun ganz ohn alle Kraft, und kömmt ihr Widerstand
 Dir so geringe vor, daß du sie noch verachtest,
 Und nicht in deiner Wuth mich auch zu tödten trachtest?
 Er schweigt, und haut zugleich so mächtig, daß sein Schwerdt
 Am Harnische des Feinds durch Ring und Schienen fährt,
 Und ihm mit Ungeßüm die Seite so verleset,
 Daß gleich sein warmes Blut die große Wunde nehet.

38.

Raum merket der Barbar das Schreyen und den Streich,
 So kehrt er gegen ihn Gewehr und Grimm zugleich:
 Er stößt durch seinen Schild, den sieben Haut umgeben,
 Auch kann der Küras nicht dem Stöße widerstreben.
 Er stößt, daß ihm der Stahl bis in die Därme dringt;
 Latin fühlt seinen Tod; er seufzt, er schluckt, er schlingt,
 Und speyt sein edles Blut bald häufig aus dem Munde,
 Bald einem Strome gleich aus der empfangenen Wunde.

39.

Wie auf dem Apemim ein starker Baum zuletzt,
 Nachdem ihm oft der Wind vergebens zugesetzt,
 Viel Bäume rings umher mit sich zu Boden schmeißet,
 Wenn ihn ein feltner Sturm gewaltig niederreißet:
 So fällt auch jetzt Latin, und würgt noch so ergrimmt,
 Daß mancher Feind zugleich mit ihm sein Ende nimmt;
 Ein Ende, das sich recht für einen Helden schicket,
 Der, wenn er sinkt und stirbt, noch viel zugleich erdrücket.

Die andre Probe enthält die großmüthige Rede, mit welcher Gottfried im andern Gesange das listige Anbringen des ägyptischen Abgesandten des Alets, beantwortet. In der Uebersetzung ist solche mit folgenden Worten ausgedruckt:

§. 81.

Gesandter, deine Kunst hat jetzt mit süßer Art
 Bald glimpflich, bald mit Drohn den Vorschlag offenbart,
 Den uns dein König thut! Er rühmt den Muth der Franken,
 Und schätzt uns selber hoch; das ist uns lieb! wir danken!
 Allein was das betrifft, daß die verbundne Macht
 Des ganzen Heidenthums den Krieg uns zugebacht,
 So will ich dir hierauf mein ganzliches Betragen
 Frey, schlecht und ohne Druck, wie ich gewohnt bin, sagen:

82.

So wisse denn hiermit: daß wir so lange Zeit
 Zu Land und See bisher kein Ungemach gescheut,
 Und unter heittrer Luft auch manchen Sturm gesehen,
 Ist wegen dieser Stadt Jerusalem geschehen!
 Wir wollen uns bey Gott um das Verdienst bemühen,
 Des Heilands theures Grab der Knechtschaft zu entziehen!
 Das ist der edle Zweck, nach dem wir Christen jagen,
 Und ohne Neun und Furcht Reich, Ehr und Leben wagen!

83.

Kein Trieb, der sorgenvoll nach Geld und Ehre geizt,
 Hat unser reines Herz zu dieser That gereizt!
 Der Höchste lasse nie in meiner Christen Sinnen
 So eine schlimme Pest die Oberhand gewinnen!
 Er gebe ja nicht zu, daß dieses süße Gift
 In uns vorhanden sey, das manchen tödtlich trifft!
 Nein! sondern seine Hand, die harter Herzen Triebe
 Mit sanfter Huld erweicht, regier auch uns mit Liebe!

84.

Das ist die Hand des Herrn, der unser Herz gerührt,
 Und uns durch viel Gefahr und Noth hieher geführt!
 Die läßt die Berge gleich, die Flüsse trocken werden!
 Die schmelzt des Winters Eis, und nimmt uns die Beschwerden
 Des heißen Sommers weg; die hemmt der Stürme Lauf,
 Und hält die Winde selbst mit Zaum und Zügel auf!
 Durch sie ist bis hieher so manche Stadt gewonnen,
 Durch sie so mancher Schwarm geschlagen und zertonnen!

85.

Sie ist es, die uns Muth und Trost und Hoffnung schafft!
 Wir trauen nicht auf uns, und unsre schwache Kraft,
 Nicht auf die Macht zur See, nicht auf die Zahl der Streiter,
 Nicht auf der Griechen Bund: nur Gott ist der Begleiter,
 Mit dem wir freudig ziehn! Verläßt uns dieser nicht.
 So liegt uns wenig dran, wenn sonst noch was gebriecht!
 Kennt jemand seine Hand, und weis, wie stark sie schütze,
 Dem ist in aller Noth kein andrer Beystand nütze.

86.

Doch, wenn es auch geschieht, daß sein verborgner Rath
 Uns ohne Hülfe läßt, und unsre Missethat
 Vielleicht hierdurch bestraft, wer wird nicht mit Vergnügen
 Da, wo Gott selbst geruht, begraben wollen liegen?
 Wir sterben ohne Gram, weil wir den Tod nicht scheun!
 Es wird auch unser Tod nicht ohne Rache seyn;
 Gewiß wird Asten so wenig drüber lachen,
 So wenig als wir uns deswegen Kammer machen!

87.

Den Frieden fliehn wir nicht, so wie man wohl die Last
 Des mörderischen Kriegs mit Schrecken flieht und haßt;
 Die Freundschaft ist uns lieb, die dein Monarch begehret,
 Das Bündniß, das er wünscht, wird ihm auch nicht verwehret:
 Allein Judaa ist ihm ja nicht unterthan,
 Weshalben nimmt er sich denn dieses Landes an?
 Er laß uns nur ein Reich, das ihn nichts angeht, nehmen,
 Und die, die er beherrscht, zur Ruhe sich bequemen!

XI.

Auszug, aus Herrn M. Gottfried
 Heinizens, Rectors, zu Camenz Einladungs-
 schrift, zu zweyen Schauspielen, die 1740 auf-
 geführet worden.

Es haben sich unter den Liebhabern der Schau-
 Bühne einige gefunden, welche mit vielen
 wahrscheinlichen Gründen erwiesen haben: daß die
 Schaubühne eine Schule guter Sitten seyn könne.
 Lehrer auf Schulen könnten die Uebungen auf dem
 Schauplatze unter andern aus diesem Grunde recht-
 fertigen, daß die Schaubühne eine Schule der
 Beredsamkeit sey.

Der

Der Verfasser der rhetorischen Bücher an den Herennius, erfordert von einem Redner 1) eine fruchtbare Erfindungskraft, 2) eine ordentliche Einrichtung der erfundenen Sachen, 3) eine geschickte und lebhaftre Ausarbeitung, 4) ein fertiges Gedächtniß, und endlich 5) einen anständigen Vortrag. Wir wollen sehen, in wie fern die Schaubühne junge Leute zu diesen allen anführe?

Die Erfindungskraft muß den Verfettigern der Schauspiele ganz besonders eigen seyn: und in einem richtigen Schauspiele muß sich ein rechter Zusammenfluß von Erfindungen zeigen. Indem nun einem Schüler in der Redekunst dergleichen gute Muster vor Augen geleyet, ja gar in das Gedächtniß gepräget werden: so wird dadurch seine eigne Erfindungskraft unvermerkt geschärft, daß er nach und nach selbst dasjenige erfinden lernet, was zu Erlangung der Absichten eines Redners dienlich ist. Die Einrichtung der erfundenen Sachen, findet ebenfalls in den Schauspielen statt. Und obgleich in denselben mit Fleiß allerhand Verwirrungen gemacht werden; so herrschet dennoch auch in der größten Unordnung eine gewisse Ordnung, und die angebrachten Verwirrungen wickeln sich allemal auf e'ne so angenehme Art auseinander, daß es einem Anfänger in der Beredsamkeit auch hier an dem nicht mangelt, was er nachahmen kann. Noch ein größrer Nutzen äußert sich bey den Schauspielen in Ansehung der Ausarbeitung und Schreibart. Cicero lehret in seinem ersten Buche von den Pflichten: es sey in der Dichtkunst eine gewisse Wohlstandig-

feil zu beobachten, daß man nämlich einem jedem solche Worte in den Mund, und solche Handlungen beylege, wie sie sein innerlicher und äußerlicher Character erfordert. Eben dergleichen Wohlstandigkeit kann man mit gutem Rechte von einem Redner fordern. Er muß die Sachen, Personen und Handlungen nach dem Leben abschildern; er muß das Kind bey dem rechten Namen nennen, und allemal der Natur der Sache gemäß reden. Und wo findet man lebhaftere Muster davon, als in den Schauspielen, wo man Personen von allerhand Gattungen und Eigenschaften abzubilden und fleißig darauf zu sehen hat; daß keiner Person etwas unanständiges und widersprechendes beygelegt werde? Wie sehr ferner bey dergleichen Schulübungen, als die Schauspiele sind, dem Gedächtnisse der Spielenden gerathen werde, das fällt ohne vieles Nachsinnen in die Augen. Das Gedächtniß ist, wie alle andre Kräfte der menschlichen Seele, gleichsam ein Feld, von dem eher nichts austrägliches zu gewarten ist, als bis es fleißig gebauet wird. Ohne Uebung verwildert das allerbeste Gedächtniß, und durch dieselbe wird oft das allerschwerste und trägste aufgemuntert und brauchbar gemacht. Der gute Vortrag endlich begreift zwey Stücke in sich, eine gehörige Aussprache, und eine anständige Stellung und Bewegung des Leibes. Und wo ist bessere Gelegenheit, sich einen guten Vortrag anzugewöhnen, als in den Schauspielen? In den Schauspielen lernet man die Sprache eines jedweden Menschen reden, sich in allerhand Leidenschaften setzen, und seine Stimme nach denselben einrichten. In den Schauspielen ist man

genöthi-

genöthiget, seine Reden durch äußerliche Stellungen des Leibes gleichsam zu beleben und allerley Gestalten anzunehmen, welches alles zu seiner Zeit einem Redner unentbehrlich ist. Daher auch Cicero, ob er es gleich in der Beredsamkeit bereits zu einer erstaunenden Höhe gebracht hatte, sich dennoch nicht schämte, die Schauspiele des Aesopus und Roscius fleißig zu besuchen; um ihnen in der geschickten Aussprache und bequemen Stellungen des Leibes noch etwas abzulernen.

Wenn nun also ein junger Mensch bey der Schaubühne etlichemal in die Schule gegangen ist; so gewöhnet er sich dadurch allmählich zu einer Dreistigkeit und Freudigkeit im Reden. Und wie sehr nützet er sich nicht dadurch? Er bringet sich eine aufmerksame Gegenwart des Gemüthes zuwege, daß er durch die Furcht und andre unerwartete Verwirrungen nicht so leicht aus seinem Zirkel gebracht wird: ja er setzet sich durch seine Freudigkeit bey seinen Zuhörern in eine gute Meynung, und in das Vertrauen, daß er eine gerechte Sache habe, und aus Ueberzeugung rede.

Es haben daher die weisen Väter unsers werthen Camenz einen neuen Beweis von Ihrer Einsicht in das Schulwesen an den Tag geleyet, da Sie unsrer Schule nicht allein gütigst erlaubet, sich in den Schauspielen zu üben, und dadurch zu künftigen Rednern vorzubereiten; sondern auch unsre Schaubühne auf eigene Kosten wieder hergestellt haben: Für welche besondre Gütigkeit Ihnen unsre Schule hiermit öffentlich verbundesten Dank abstattet. Wir bedienen uns derselben zu unserm Vortheile und wol-

len die neu erbaute Schaubühne bevorstehende Woche G. G. mit zwey Schauspielen einweihen.

Das erste Stücke ist entlehnet, und erkennet den berühmten Herrn Prof. Gottsched in Leipzig, für seinen Verfertiger, und führet den Titel: Der sterbende Cato. Cato war ein Urenkel des strengen Sittenrichters, des Marcus Porcius Cato, und nützte dem römischen Staate als Quästor. Er war nach den stoischen Grundsätzen von einer strengen Tugend, und ein eifriger Verfechter der römischen Freyheit, und hielt es beständig mit der pompejanischen Partey wider den Cäsar. Als aber dessen Waffen alles weichen mußte, und Cato nebst seinem wenigen Anhange ins Gedränge gerathen war: so warf er sich zu Utica auf sein Ruhebett, las des Plato seinen Phädon, von der Unsterblichkeit der Seelen zweymal durch, und stieß sich einen Degen in den Leib; weil er sich nicht gerne dem Cäsar ergeben wollte. Lucanus schildert ihn ab, als einen strengen, standhaftigen, mäßigen und tugendhaften Mann, der sich nicht für sich selbst, sondern für das Vaterland und die ganze Welt gebühren zu seyn glaubte, und sein Leben in dieser Betrachtung gering schätzte.

Hi mores, haec duri immota Catonis
Secta fuit, seruare modum, finemque tenere,
Naturamque sequi, patriaeque impendere vitam,
Nec sibi, sed toti genitum se credere mundo.

Diesen Character wird unser Cato in dem ganzen Trauerspieler durchgehends behaupten.

Das andre Stücke ist meine eigene Arbeit, und nennet sich die Zufriedenheit in den Schäferhütten.

Hütten. Es hat dieses Lustspiel die Sittenlehre zum Augenmerke, daß eine wahre und dauerhafte Zufriedenheit, allein von einer unverfälschten Tugend zu hoffen sey; und im Gegentheile das Laster, die Thorheit und Einfalt, den rechten Weg darzu verfehlen. Diese Sittenlehre ist kürzlich in folgende Fabel eingekleidet: Euphrosyne, ein schönes und lebenswürdiges Fräulein, gewinnt durch ihre Vollkommenheiten zwar viele Verehrer. Ein jeder davon machet sich Hoffnung zu ihrem Besitze, und ein jeder kehret solche Anstalten vor, die der Beschaffenheit seines Gemüths ähnlich sind. Allein Euphrosyne läßt sich den Augenschein nicht blenden; und ergiebt sich endlich an den tugendhaften Schäfer Kedlich, in dessen Schäferhütten sie zu wohnen sich kein Bedenken machet. Dieses ist die Haupthandlung, auf welche die Nebenhandlungen ganz bequemt abzielen, so, daß das Gemüthe des Zuschauers zugleich belustiget und gebessert werde. Man hat übrigens die vernünftigen Regeln der Schaubühne beständig vor Augen gehabt, und der dreysachen Einheit der Handlung, der Zeit, und des Orts nicht zu nahe getreten. Und ob es gleich scheinen könnte, als ob die Anzahl der Personen die Regeln überschritten hätte; so sind dieselben doch auf eine solche Art angebracht, daß der Wahrscheinlichkeit nichts ist vergeben worden. Der Schauplatz stellet eine Landschaft, und in derselben das Schloß der Euphrosyne vor, vor welchem die ganze Begebenheit vorgeht. &c.



* * * * *

Ebendesselben anderweitige Einladungs-
schrift vom 6. des Wintermonats

1742.

Sie Schauspiele haben von ihrer ersten Kindheit an, bis auf die heutigen Zeiten, wunderbare Schicksale erlebet. Bald baute man ihnen Häuser; bald mußten sie wieder landflüchtig werden. Viele große Männer haben allen ihren Wiß und Gelehrsamkeit verschwendet, sie entweder anzufechten, oder zu vertheidigen. Ein großer Theil ihrer Bemühungen gieng dahin, die Frage zu entscheiden: Ob die Schaubühne eine Feindinn der Religion und Tugend sey? Man würde sich alle hierüber gewechselte Streitschriften haben ersparen können, wenn man die Schauspiele nach den Regeln beurtheilet hätte, nach welchen vernünftige Kunstrichter sie eingerichtet haben wollen. Allein, diese zog man in keine Betrachtung; man sah vielmehr auf die fehlerhaften Stücke, welche ein unglücklicher Wiß, ein verderbter Geschmack, und eine unreine Seele ausgebrüet hatte. Und da konnte der Ausspruch freylich nicht allzu vortheilhaft für die Schauspiele ausfallen.

Viele Verfertiger der Schauspiele, gedachten es recht gut zu machen, und nahmen den Inhalt ihrer Spiele aus der heil. Schrift, und glaubten: sie könnten das Lehrreiche und Erbauliche mit dem Angenehmen nicht schöner verknüpfen. Dedefind ließ so gar den Heiland in seinen Schauspielen Mensch werden, leiden, sterben, auferstehen, zur Hölle und gen Himmel fahren. Spangenberg führte eine neue Art ei-
ner

ner Homiletik ein, und machte die Schaubühne zur Kanzel; indem er die evangelischen Texte auf die Schaubühne führte, und bald von den Gerstenbroden, bald vom Sonntage Judica und Oculi, Comödien versfertigte. Noch andre kleideten die biblischen Geschichte in die Tracht eines Schauspiels, und alle fanden einen fast beneidenswürdigen Beyfall.

Gerwß ich zittere, indem ich mich einem so mächtigen Vorurtheile entgegen setzen will, welches die Larve der Erbaulichkeit ehrwürdig machet. Gleichwohl heißt mich die Hochachtung gegen unsre geoffenbarte Religion, einem Verfahren widersprechen, welches, aller guten Meynung ungeachtet, den Religionsspötereien den Weg bahnet, und unsern allerheiligsten Glauben unvermerkt aufs Schlüpfrige setzt. Denn kann wohl die Ernsthaftigkeit, das Ansehen und die Heiligkeit der Schrift unverlezt bleiben, wenn sie die Schaubühne betreten muß? Wird man es wohl bey seiner Behutsamkeit dahin bringen, daß ihre Wahrheiten der Beringschätzung, oder wohl gar dem Gelächter entgehen? Wird der Glaube nicht aufhören, etwas wichtiges zu seyn, und anfangen, ein Spielwerk zu werden? Wahrhaftig, es gehöret eine mehr als gemeine Geschicklichkeit dazu, wenn die Fabel des Schauspiels den Wahrheiten der Schrift; und die comischen Belustigungen dem Ernste dieser Wahrheiten nicht Abbruch thun sollen. Es wird schwer zu verwehren seyn, daß sich die Zuschauer nicht sinnliche Bilder von den Wahrheiten des Glaubens machen, sich mit den Hülsen belustigen, den Kern aber liegen lassen, und sich also überhaupt von dem innern Wesen der Religion entfernen: nicht anders, als die

Heiden, die dem Aberglauben desto näher kamen; je mehr sich ihr Fabelwerk und ihre sinnliche Vorstellungen vermehrten. Will man endlich eine biblische Geschichte zum Inhalt seiner Schauspiele nehmen; so erwähle man zum wenigsten eine solche, die mit dem Grunde unsers Glaubens nicht eine so gar nothwendige und unmittelbare Verbindung hat. Doch die tägliche Erfahrung und weltlichen Geschichte sind reich genug, uns den Stoff zu Schauspielen zu liefern; und man kann mit der Schaubühne schon zufrieden seyn, wenn sie uns nur zu vernünftigen Menschen und wohlgesitteten Bürgern machet; die Ausbreitung des Christenthums aber den geistlichen Lehrstühlen überläßt.

In noch größere Gefahr kann die Religion gerathen, wenn die Schauspiele mit einem heimlichen Gifte irriger und schädlicher Sätze angefüllet werden; welches sich mit dem Angenehmen eines Schauspiels gar leicht und unvermerkt in die Gemüther der Zuhörer einschleicht. Es ist dieses ein Fehler, welchen man dem Voltaire, besonders in seinem Oedipus, Schuld giebet, wenn er z. E. der Jocaste die Worte in den Mund leget:

Nos Prêtres ne font point ce, qu' un vain peuple pense,
Notre credulité fait toute leur science.

Jedermann weis, daß die Religion es eine ihrer vornehmsten Sorgen seyn lasse, die menschliche Seele in eine angenehme und tugendhafte Stille zu versetzen, und die unordentlichen und sündlichen Leidenschaften aus derselben, wo nicht gänzlich zu verbannen, doch wenigstens zu dämpfen; so viel es sich bey einem Wesen thun läßt, welches wegen seiner Verbindung mit
der

der Welt, noch unter der Eitelkeit seufzen muß. Aus diesem Grunde wird wiederum ein großer Theil der Schauspiele verwerflich werden, als welche gar oft den Zunder unreiner Begierden anfachen, die Tugend aber ersticken. Es gehöret dazu kein anderer Kunstgriff, als das man dem Laster ein angenehmes und reizendes, der Tugend aber ein verhaßtes und allzustrenges Ansehen giebt: welchen Fehler der sinnreiche und gelehrte Erzbischof von Fenelon sonderlich dem Moliere nicht verzeihen kann. Ich weis zwar wohl, daß es die Wahrscheinlichkeit erfordert, die Personen nach ihrem natürlichen Character reden zu lassen. Allein, alsdann muß man ohne Mühe aus den Umständen schließen können, daß dieses nicht die Sprache des Verfassers, sondern der Thorheit, des Unglaubens, des Aberglaubens und des Lasters sey; welche man theils lächerlich machen, theils bestrafen, theils widerlegen will.

Es ist unnöthig zu zeigen, wie sehr Religion, Tugend und Ehrbarkeit gekränkt werden, wenn ein ungereimter und unartiger Harlekin die Hauptperson, eine geile Zweydeutigkeit der Zucker, und ein wollüstiges Gelächter die vornehmste Absicht eines Schauspiels abgeben muß. Und gleichwohl hat dieser italienische Geschmack lange Zeit mit einer unbändigen Tyranny auf unsern Schaubühnen geherrschet. Ja die meisten Zuschauer gehen noch heut zu Tage misvergnügt aus dem Schauspiele nach Hause: wenn sie keine Zote gesättiget, und kein Harlekin gezwungen hat, sich ungesund zu lachen. Solche Leckerbissen setzte Plautus seinen Zuschauern vor, indem er sich nach dem Geschmacke des Pöbels allzusehr bequemte,

und

und die niederträchtigsten und garstigsten Zoten in seine Comödien mischte. Der Scherz muß allerdings ein Lustspiel würzen, aber es muß ein solcher seyn, der keuschen Ohren keine Kränkung verursachet. Dieses verlangt Boileau:

Il faut, que les Acteurs badinent noblement.

Wenn man nun alle diese Abwege vermeidet; so sehe ich nicht, was die Freunde der Religion für Ursache haben, über die Schauspiele zu klagen. Sie können gar wohl eine Schule guter Sitten werden, sie können zugleich belustigen und erbauen: wenn man nur das Anstößige und Unstättige von denselben absondert. Sie halten die weisesten und nützlichsten Sittenlehren in sich, sie lehren uns die Tugend und das Laster in ihrer natürlichen Gestalt kennen, und unterstützen ihre Regeln mit lebendigen Beyspielen. Selbst unsre deutsche Schaubühne, die vor einiger Zeit ein Sammelplatz alles desjenigen war, was man nur unnatürlich, ungereimt, niederträchtig und ärgerlich nennen kann, erscheint nunmehr in einer ganz andern Gestalt, und nähert sich jemehr und mehr dem Geschmacke witziger Ausländer: besonders, seit dem sie so glücklich gewesen ist, in die Hände des berühmten Herrn Prof. Gottscheds zu gerathen, welcher große und gelehrte Kunstrichter nicht unterlassen hat, dieselbe brauchbar und angenehm zu machen.

Da ich daher entschlossen bin, die mir anvertraute Jugend auf die Schaubühne zu führen; so fürchte ich mich vor keinem Vorwurfe, wenn ich die Stücke darzu aus der Deutschen Schaubühne dieses großen Mannes entlehne, dem unser Deutschland aus mehr als einer Ursache verbunden ist. Man hat mich

mich zwar überreden wollen, daß meine vor ungefähr drey Jahren aufgeführte *Euphrosyne*, oder *Liebe in den Schäferhütten*, nicht ohne Beyfall sey angesehen worden. Dem ungeachtet aber habe ich mich noch nicht entschließen können, wieder etwas von meiner eignen Arbeit aufzuführen. Das Amt eines Schulmannes ist von einem allzuweitläufigen Umfange, und verstattet wenig ruhige Nebenstunden. Meine Absicht wird eben so gut durch fremde, als durch eigne Stücke erreicht. Es sind überdieß hierinn Beyspiele von großen Schulmännern genug vorhanden, hinter welche ich mich verstecken kann. Und wenn ich endlich die Gedanken und den Ausdruck so annehme, wie ich sie bey andern finde, die ihre Schauspiele ohne Absicht auf unsern Ort verfertiget haben: so darf mir auch niemand Schuld geben, als ob ich diesen oder jenen in satyrisches Salz hätte einpäckeln wollen.

Um aber unserm Vorhaben näher zu kommen, so muß ich doch den Liebhabern der Schaubühne die Stücke bekannt machen, die ich durch die Meinigen vorzustellen gesonnen bin. Das erste ist der *Verschwender*, eine Uebersetzung aus dem Französischen des Herrn des Touches. Das andre heißt *Brasmarbas*, oder der großsprecherische Officier, und ist aus dem Dänischen des Herrn Prof. Hollbergs übersetzt. Beides sind Lustspiele und fassen große Schönheiten in sich, ob schon die Charactere des letztern etwas lebhafter sind, als die Charactere des erstern zc.



XII.

Neue Sachen.

I. Deutsche poetische Uebersetzungen, der horatianischen Oden, die in dem ersten Buche seiner Lieder enthalten sind, nebst derselben lateinischen Parodien, durch die Feder Joh. Paul Köders G. E. N. entworfen. Nürnberg 1741. in 8. 112 S. Das Vorhaben des Herrn Verfassers, die bereits aus dem Horaz übersehten Stücke zu sammeln, ist an sich sehr löblich. Denn da wir so leicht nicht Hoffnung haben, daß sich ein einziger Poet die Mühe geben sollte, den ganzen Horaz zu übersezen: so bleibt nichts übrig, als daß wir einen Horatium Variorum, wenn ich mich dieser gelehrten Art zu reden, bey einer deutschen Uebersetzung bedienen darf, erwarten. Der Herr Verfasser dieses ersten Buches der Oden hat den Anfang dazu gemacht; und es wäre gut, wenn er lieber gleich alle Oden, die Weidner schon übersezt hat mitgenommen, und wieder in die Hände der Leute gebracht hätte. Die vom ersten Buche stehen indessen hier, mit des Herrn Köders seinen vermischet. Seine eigne Arbeit ließt sich nicht übel; es wäre nur zu wünschen, daß er nicht aus Oden bisweilen alexandrinische Verse gemacht; und hin und wieder die Reinigkeit der Sprache und Poesie noch genauer beobachtet hätte.

II. Der Zuschauer, aus dem englischen übersezt, VIII. und letzter Theil. Nunmehr kann der deutsche Leser, auch dieses vortreffliche Werk, welches England und diesem Jahrhunderte, allezeit Ehre machen wird, ganz vollständig in seiner Muttersprache lesen. Von der Schönheit der Uebersetzung zu urtheilen, ist hier nicht nöthig; weil wir vielleicht nicht unparteyisch genug seyn würden. Vor der französischen Uebersetzung hat diese deutsche in Ansehung der Aufrichtigkeit und Vollständigkeit unendliche Vorzüge. Denn da jene fast durch gehends den Grundtext verstümmelt, und unzählige Stücke ausläßt, die nicht in den Kram der Franzosen gedienet haben: so ist diese deutsche ganz getreulich bey der Urschrift geblieben.

Man

Man findet bey dem achten Theile ein Register aller Stücke, wobey alle diejenigen mit einem Sternchen bezeichnet sind, die im Französischen fehlen. Es sind auch die beyden hauptsächlichsten Verfasser, Addison und Steele, in saubern Kupferstichen beygelegt, und können süglich dem ersten und fünften Bande beygebunden werden.

III. Der deutsche Aesop, bestehend in 324 lehrreichen Fabeln, welche in gebundner Schreibart entworfen, und als moralische Wochenblätter stückweis ausgeliefert worden. Königsberg in Preußen 1743. bey Hartung, in groß 8. Wir freuen uns, daß die Herrn Gelehrten in Preußen, an diesem Verleger einen Maun gefunden haben, der ihre Schriften nicht nur verlegt, sondern auch so sauber und schön drucket, als wir kaum in Deutschland etwas aufzuweisen haben. Diese Fabeln indessen sind größtentheils sehr wohl gerathen. Einige nur sind darum nicht äsopisch, weil sie zu weitläufig sind: und es scheint uns daß der Verfasser zu sehr die brocksischen Gedichte gelesen haben müsse, weil es dem wortreichen Vortrage so oft am Wohlklange fehlt. Doch sind einige auch recht schön. J. E.

Man sahe, wie einst früh, aus seinem tiefen Loch
Ein Maulwurf in die Höh mit trägern Wühlen kroch;
Vielleicht die schöne Welt bewundernd anzusehen?
Nein, er beroch sie nur: die Reise war geschehen.
Ein Maulwurf kroch heraus, ein Maulwurf kroch hinein:
Wie mancher Mensch mag ihm hierinnen ähnlich seyn!

Es ist nur zu bedauern, daß die sonst so schöne hartungische Buchdruckerrey, einen solchen Mangel an Versal, oder Anfangsbuchstaben hat, als wir in allen Zeilen dieser Fabeln wahrnehmen; die sich nämlich allemal mit kleinen Buchstaben anfangen.

IV. Die deutsche Schaubühne, nach den Regeln und Mustern der Alten, IV. Th. darinnen 6 neue deutsche Stücke enthalten sind. Nebst einer Fortsetzung des Verzeichnisses deutscher Schauspiele ans Licht gestellt, von Joh. Chr. Gottscheden. Die Vorrede giebt uns von denen in diesem Bande enthaltenen Stücken Nachricht. Sie heißen I. Hermann, ein Trauerspiel, von Herrn Schlegeln; II. Die ungleiche Heirath, ein Lustspiel eines Ungenannten;

III. Aurelius, oder der verziehene Mord, ein Trauerspiel, von Herrn Quistorpen; IV. Der geschäftige Müßiggänger, ein Lustspiel, von Herrn Schlegeln; V. Banise, ein Trauerspiel, von Herrn Grimmen; und die Mufftern, ein Nachspiel, eines Ungenannten. Es ist kein Zweifel, daß dieser Theil so viel Beyfall finden, ja Kennern noch besser, als die ersten gefallen wird; weil aus Originalstücken, wie diese sind, aller Zwang, alle Redensarten, die nach dem ausländischen Boden schmecken, besser, als aus Uebersetzungen verbannet werden können.

V. B. Neukirchs auserlesene Gedichte, gesammelt und in Ordnung gebracht, und mit einer Vorrede ans Licht gestellet, von Joh. Chr. Gottscheden. Regensburg und Leipzig, bey Zunkeln, in 8. Hiervon soll nächstens mehr gedacht werden.

Inhalt.

- | | |
|---|----------|
| I. Des Geschichtschreibers Xenophontis Commentarien und Beschreibungen, von dem Leben und Heerzuge Cyri, in gut deutsch verordnet, von Hieronymus Boner. 195 S. | |
| II. Godofredi Henselii Synopsis vniuersae Philologiae | 204 |
| III. P. A. Forsters Rede, auf das Absterben Caroli VI. | 233 |
| IV. Simon, ein Trauerspiel, zu Thoren, im Jahr 1671. vorgestellt. | 245 |
| V. Untersuchung, wie weit sich ein Poet des gemeinen Wahnes und der Sage bedienen könne? | 254 |
| VI. Chronica, durch Magistrum Johan Carion vleißig zusammen gezogen | 282 |
| VII. Eine Abhandlung, worinn erwiesen wird, daß die Wahrscheinlichkeit der Vorstellung, bey den Schauspielen eben so nöthig ist, als die innere Wahrscheinlichkeit derselben. | 297 |
| VIII. Ein Gedichte an die Kunsttrichter | 323 |
| IX. D. M. Luthers Sendbrief vom Dollmetschen. | 326 |
| X. Nachricht von einer neuen Uebersetzung, des besreyten Jerusalems, aus dem Welschen des Torquato Tasso | 345 |
| XI. M. Heinizens Einladungsschriften, zu zweyen Schauspielen. | 354. 360 |
| XII. Neue Sachen. | 366 |

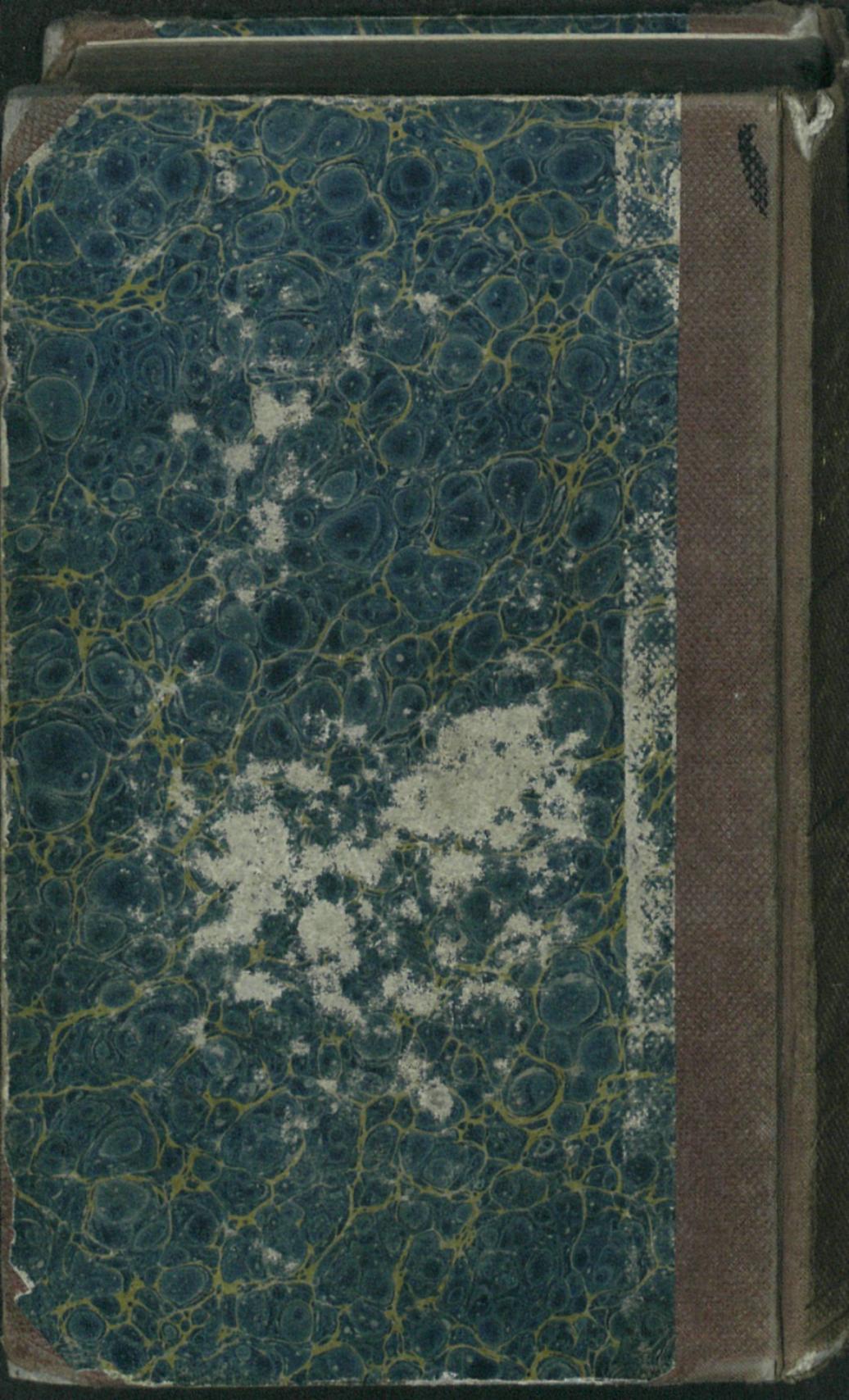
UB WIEN



+AM32463590X

BUCHBINDER
Georg Raudten
WIEN
Riemerstraße Nr.
211

1844.



www.books2ebooks.eu